

II Theoriebildungsanalyse oder Form der Theorie

Um die Theoriebildung zu analysieren, sollte zunächst festgelegt werden, was überhaupt unter *einer* Theorie verstanden werden kann, d.h. es muss zunächst der Untersuchungsgegenstand festgelegt werden. Dass es sich bei ‚Theorie‘ nicht um einen Begriff handelt, dessen Bedeutung und Extension sich von selbst verstehen, zeigt sowohl ein Blick in ein beliebiges Lexikon¹ als auch die Frage nach seinem Gegenteil: Empirie oder Praxis? Auch gibt es Untersuchungen, in denen die Verwendung des Begriffes als scheinbar selbstverständliche formale Einheit in Frage gestellt wird, wie beispielsweise in Foucaults Analysen der Denksysteme. So fragt Foucault: „Nach welchen Kriterien soll man Einheiten isolieren, mit denen man es zu tun hat: was ist *eine* Wissenschaft? Was ist *ein* Werk? Was ist *eine* Theorie? Was ist *ein* Begriff? Was ist *ein* Text?“²

- 1 Das kritisch-historische Wörterbuch von Ritter füllt allein 26 Spalten zum Lemma ‚Theorie‘, angefangen von seiner ursprünglich etymologischen Bedeutung in der Antike, die *θεωρία* (theōria) von dem Namen für denjenigen ableitet, der als Abgesandter der Götter- und Orakelschau zusieht, über seine Verwendung bei Kant, der den Namen Theorie ausschließlich im Zusammenhang mit Naturbestimmungen zulasse, – was allerdings nicht dem Textbestand entspricht, da Kant auch „einen Inbegriff selbst von praktischen Regeln alsdann Theorie [nennt], wenn diese Regeln als Prinzipien in einer gewissen Allgemeinheit gedacht werden, und dabei von einer Menge Bedingungen abstrahiert wird, die doch auf ihre Ausübung notwendig Einfluss haben.“ (*Über den Gemeinspruch ...* TL AA Bd. 8: S. 275) – bis zum wissenschaftstheoretischen Kontext im 20. Jahrhundert.
- 2 Foucault 1969/1981: S. 13 (Alle Hervorhebungen in Zitaten sind im Folgenden, soweit nicht mit [T.S.] gekennzeichnet, den zitierten Texten entnommen). Foucault unterzieht insbesondere die semantischen Einteilungen der Kritik: „Kann man ohne weiteres die Unterscheidung der großen Diskurstypen oder jene der Formen oder der Gattungen zugeben, die Wissenschaft, Literatur, Philosophie, Religion, Geschichte, Fiktion etc. in Opposition zueinander stellen und daraus Arten großer historischer Individualität machen? Wir sind uns selbst nicht sicher über den Gebrauch dieser Unterscheidungen in unserer Welt des Diskurses. [...] Auf jeden Fall sind diese Unterteilungen [...] stets selbst reflexive Kategorien, Ordnungsprinzipien, normative Regeln, institutionalisierte Typen“. Foucault 1969/1981: S. 34f.

Trotz dieser Verlegenheit und aus ihr heraus muss für die vorliegende Untersuchung festgelegt werden, was mit *einer* Theorie gemeint ist und nach welchen Unterscheidungskriterien von *einem* theoretischen Gebäude und seiner Architektur die Rede sein wird, was nicht dazu führt, die vorliegende Analyse von der Vagheit zu dispensieren, die sie durch die Verwendung des Begriffes Theorie erhält. Allerdings wird das an den Resultaten der Theoriebildungsanalyse nichts ändern – denn die einzelnen Aspekte der Theoriebildung sind nicht auf eine wohl definierte Abgeschlossenheit ihres Untersuchungsgegenstandes angewiesen.

Eine weitere Vorbemerkung gilt der Verwendung des Begriffes *Form* und damit den Aspekten, die mit der vorliegenden Theoriebildungsanalyse untersucht werden sollen. Mit der *Form* einer Theorie oder eines Theorieteils sind zum einen die *theoriebildenden* und das heißt auch die Architektur *bestimmenden* Unterscheidungen gemeint, die einen Teil der ganzen Theorie von einem anderen unterscheiden. Das wäre beispielsweise die Einteilung in praktische und theoretische Philosophie; die Einteilung in Erkenntnis- und Moralphilosophie; die Unterscheidung zwischen Ontologie und Metaphysik etc. Zugleich sind damit aber auch die gleichsam materialen Grundunterscheidungen, die zu verschiedenen Grundbegriffen führen, gemeint: Freiheit im Unterschied zu Determination; gesellschaftliche Ordnung im Unterschied zu gesellschaftlichem Chaos etc. Damit in Zusammenhang steht die Bestimmung des Verhältnisses der verschiedenen Theorieteile untereinander, aber auch in Bezug auf das Gesamtgebäude, d.h. die Bestimmung ihrer Funktion und möglicher daraus resultierender Hierarchisierungen. Weiterhin ist mit ‚Form‘ auch die Reihenfolge angesprochen, in der bestimmte Teile der Theorie im Theorieaufbau auftauchen, d.h. die *Genese* der Theorie, sofern für diese theorieintern Gründe angegeben werden. Und schließlich werden auch die von der Theorie intendierten und nicht-intendierten Effekte zu ihrer ‚Form‘ gezählt, wenn diese aus den dort getroffenen Unterscheidungen resultieren. Zur ‚Form‘ einer Theorie werden demnach nicht nur ihre Architektur oder ihr innerer Zusammenhang gezählt, sondern auch ihre äußeren, theoriebildenden Bedingungen sowie ihre Wirkungen. Daher wird sich die hier vorgelegte Theoriebildungsanalyse auf diese drei Bereiche erstrecken.

Mit der vorgenommenen Skizzierung der für entscheidend erachteten Aspekte der Theoriebildung wird eine Position eingenommen, die nicht den Eindruck erwecken will, Theoriebildung sei das ‚Produkt‘ reiner Kontingenz und habe nichts mit dem ‚Leben‘ zu tun – stattdessen wird versucht, aus den verschiedenen Aspekten heraus die theoriebildende Ordnung zu extrahieren, die weder aus einem Prinzip noch aus der Problemstellung noch aus den empirischen Veränderungen heraus monokausal erklärbar ist. Schließlich wird einschränkend festgelegt, dass hier ausschließlich *philosophische* Theorien gemeint sind, die nach ihren *Autoren* unterschieden werden – auch wenn sich bestimmte Gedanken sowohl bei früheren Autoren als auch ‚außerhalb‘ der Philosophie finden lassen. Das Ziel dieser Arbeit besteht nicht darin, eine *historisch* vollständige Analyse oder eine Taxonomie der verschiedenen Theoriebildungsmöglichkeiten in der

praktischen Philosophie vorzulegen. Es besteht vielmehr lediglich darin, einzelne Tendenzen und Verschiebungen im Umgang mit Problemstellungen und Lösungsvorschlägen im Bereich der praktischen Philosophie im Zeitraum der Moderne, d.h. hier seit Descartes, aufzuzeigen, indem die grundlegende Neuorientierung, die Kant in der praktischen Philosophie durch seine Konstruktion des Freiheitsbegriffes vorgenommen hat, herausgearbeitet wird und so in ihrer bestimmenden Wirkung offenbar werden kann.

Im Folgenden werden erstens *wissenstheoretische Betrachtungsweisen von Theorien* skizziert, von denen sich die vorliegende Analyse absetzt, – ohne sie deshalb zu negieren oder für obsolet zu erklären; anschließend wird unter 2. *Quellen der Betrachtungsform* gezeigt, an welchen Quellen dieses formgebende Hinsehen orientiert ist. Zuletzt wird unter 3. *Skizze der Betrachtungsform* die vorliegende Perspektive vorgestellt.

1. Wissenstheoretische Betrachtungsweisen von Theorien

Unter ‚Theoriebildung‘ wird der gesamte theoriebildende Prozess verstanden, durch den eine Theorie hergestellt wird. Es versteht sich von selbst, dass dabei verschiedenste Faktoren zum Tragen kommen bzw. in die Theorie eingehen, die ihr auf den ersten Blick nicht anzusehen sind, da der ‚Text‘ sie nicht explizit erwähnt oder thematisiert. Um solche Aspekte aus der Latenz zu heben, haben sich unterschiedliche kritische Betrachtungsweisen herausgebildet; einige davon werden im Folgenden kurz skizziert.

Wissenstheoretische Untersuchungen zu *äußeren* theoriebildenden Bedingungen – in der Philosophie – lassen sich zunächst in zwei Kategorien einteilen: diejenigen, die nach dem Zusammenhang zwischen empirischen Faktoren und Theoriebildung suchen; und diejenigen, die versuchen, die Analyse auf den Einfluss theoretischer Faktoren zu beschränken. Unter empirischen Faktoren werden dabei gegebene soziale, historische und persönliche Bedingungen und Dispositionen eines/r Theoretikers/in verstanden, die zur Zeit der Theoriebildung vorherrschten, und deren theoriebildende Einflüsse z.B. in *wissenssoziologischen* Untersuchungen aufgedeckt wurden und werden. Sie lassen ein dezidiertes Bild über die verschiedenen empirischen Einflüsse entstehen, die zur Gesamtarchitektur eines Theoriegebäudes derart beigetragen haben, dass sie sich in ihr widerspiegeln und so ‚entdeckbar‘ werden. Hier wären beispielhaft die Analysen von Edgar Zilsel³ und Wolfgang van den Daele⁴ oder auch in jüngerer Zeit von

3 Edgar Zilsel (1940-45/1976). *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft*. Herausgegeben von Wolfgang Krohn. FaM: Suhrkamp.

Wolfgang Bonß⁵ zu nennen, deren Untersuchungen sich an die Arbeiten Max Webers⁶ oder auch Karl Mannheims⁷ anlehnen.

In Abgrenzung dazu könnten die Untersuchungen von Wolfgang und Gernot Böhme *wissenspsychologisch* genannt werden,⁸ weil sie beanspruchen, einen Zusammenhang zwischen der Persönlichkeitsstruktur des Theoriebildners und der Theorie aufzuzeigen. Hier wird entweder mit dem Instrumentarium der Psychoanalyse der/die Denker/in untersucht und die Theorie als Spiegel seiner bzw. ihrer Psyche betrachtet; oder aber die Theorien selbst werden gleichsam als der Psyche analoge ‚Gegenstände‘ betrachtet, die einer Analyse auf Verdrängtes und Vergessenes unterzogen werden können.

Neben diesen äußeren empirischen Faktoren, die hier weder geleugnet noch bestritten, aber auch nicht diskutiert werden sollen, kann das Augenmerk auch den *theoretischen* Bedingungen für die Theoretisierung gelten. Wissenschaftshistorische Untersuchungen legen in der Regel den Fokus nicht auf den Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und der in ihnen entstandenen Theorie, sondern auf das bereits zugrundeliegende Wissen, auf dem die Theoriebildung aufbaut, von dem sie sich abgrenzt, das sie zu erneuern sucht. Dabei geht es auch um Wissensformen und um deren Anerkennung, um wissenschaftende Rituale und die Legitimationsbedingungen von Wissen und Wissenschaftenden überhaupt. Als Beispiele für wissenschaftshistorische Untersuchungen

- 4 Wolfgang van den Daele u.a. (Hrsg.) (1979). *Geplante Forschung. Vergleichende Studien über den Einfluß politischer Programme auf die Wissenschaftsentwicklung*. FaM: Suhrkamp.
- 5 Wolfgang Bonß/Axel Honneth (Hrsg.) (1982). *Sozialforschung als Kritik*. FaM: Suhrkamp; Wolfgang Bonß u.a. (Hrsg.) (1993). *Wissenschaft als Kontext – Kontexte der Wissenschaft*. Hamburg: Junius.
- 6 Max Weber (1904/1993). *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus*. Bodenheim: Athäneum Hain Hanstein.
- 7 Vgl. Karl Mannheim (1964). *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Hrsg. von Kurt Wolff. Neuwied/Berlin: Luchterhand sowie Wilhelm Hoffmann (1996). *Karl Mannheim: Zur Einführung*. Hamburg: Junius, insbesondere S. 83-90.
- 8 Das Prädikat ‚wissenspsychologisch‘ gibt es meines Wissens noch nicht als Beschreibung für die genannten Untersuchungen – Harding spricht von einem „psychoanalytische[n] Rahmen“ (Sandra Harding (1986/1990). *Feministische Wissenschaftstheorie: Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Berlin: Argument, S. 217), mittels dessen sie speziell die Wissenschaftsgeschichte betrachten will und für die sie die Metaphorik der Geburt, des Werdens und Vergehens angemessen findet. Aber sie weitet das nicht zum *allgemeinen* Analyseinstrument von Theorien überhaupt aus. ‚Wissenspsychologisch‘ soll mithin zum Ausdruck bringen, dass in diesen Untersuchungen psychoanalytische Kategorien und Analyseinstrumente angewendet werden, um Theorien auf ‚verdrängte Aspekte‘ hin zu untersuchen. Dafür muss allerdings nicht unbedingt die psychische Verfasstheit des Theoriebildners in Betracht gezogen werden – wie geschehen in Wolfgang und Gernot Böhme (1985). *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*. FaM: Suhrkamp.

sind Thomas S. Kuhn⁹ sowie die Arbeiten von Lorraine Daston¹⁰ oder Dieter Henrich¹¹ zu nennen – auch wenn diese drei wiederum in sehr unterschiedlicher Form mit ihren Untersuchungsobjekten umgehen.

Eine letzte Rubrik ließe sich mit dem Label *wissenschaftsphilosophischer* Untersuchungen etikettieren, wobei hier Michel Foucault genannt werden müsste,¹² insofern es ihm um die zugrundeliegenden Denkmuster und -formen geht, die das ‚historische Apriori‘ bzw. die Bedingungen der Möglichkeit der Wissensdiskurse ausmachen. Auf der anderen Seite müssen hier aber auch Horkheimer und Adorno genannt werden, wenn sie beispielsweise verschiedene Theorien als komplementäre, dialektische Momente ihrer Zeit oder die Theoriebildung selbst als ersten Schritt einer zunehmenden Entfremdung betrachten.¹³

Es handelt sich bei den genannten Wissensforschungen um sehr verschiedene Weisen der reflexiven Theoriebetrachtung, aber auch um unterschiedliche Zielsetzungen, die mit den Untersuchungen verfolgt werden. Die Berechtigung, die genannten WissenschaftsforscherInnen dennoch unter einer Rubrik zu nennen, ergibt sich daraus, dass für sie eine Theorie nicht die Entdeckung ewiger Wahrheiten darstellt, die jenseits historischer Realitäten auffindbar wären. Stattdessen spiegelt für sie Theorie den jeweiligen historischen Kontext, in dem sie entstanden ist, nicht nur inhaltlich, sondern dieser wird auch als konstitutiv für die Form der Theorie angesehen. Zudem verstehen sich viele der genannten Ansätze vor

- 9 Thomas S. Kuhn (1970/1976). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. FaM: Suhrkamp.
- 10 Lorraine Daston (2000) (Hrsg.). *Biographies of scientific Objects*. Chicago/London: University of Chicago Press; Lorraine Daston/Katherine Park (1998). *Wonders and the Order of Nature*. New York: Zone books; Lorraine Daston (2001). *Eine kurze Geschichte der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit*. München: C.F. von Siemens Stiftung. Daston erforscht die Frage, wann, warum und wie ‚ein Objekt‘ zum Objekt der Wissenschaft geworden ist und welche Auswirkungen das auf das gesellschaftliche Bild des Wissenschaftlers hat.
- 11 Dieter Henrich (1991). *Konstellationen: Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789-1795)*. Stuttgart: Klett-Cotta sowie Martin Mul-sow/Marcello Stamm (2005). *Konstellationsforschung*. FaM: Suhrkamp.
- 12 Hier ist insbesondere Foucaults Methodenschrift gemeint, d.h. die Archäologie des Wissens, aber auch Michel Foucault (1966/1974). *Die Ordnung der Dinge*. FaM: Suhrkamp. Diese Schrift sowie die zahlreichen Untersuchungen zur Entstehung von Wissensinstitutionen und die Vorlesungen am Collège de France zur Entstehung der Denkformen, in denen ‚das Politische‘ oder ‚die Geschichte‘ gedacht wird, könnten, wenn man wollte, auch zu den wissenschaftshistorischen Untersuchungen gezählt werden. Sie wissenschaftsphilosophisch zu nennen, trifft aber ihre Intention besser, die zugrundeliegenden Denkformen auch in den wissenschaftlichen Institutionen zu finden. Foucault selbst nennt seine kritische Untersuchungsmethode, die die Aufklärung zur zentralen Frage macht, eine „historisch-philosophische [Praktik].“ Foucault 1990/1992: S. 26.
- 13 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno (1943/1988). *Dialektik der Aufklärung: Philosophische Fragmente*. FaM: Fischer, insbesondere der erste Teil ‚Begriff der Aufklärung‘, S. 9-49; Theodor W. Adorno. (1962) ‚Wozu noch Philosophie‘. In: Ders. (1963). *Eingriffe. Neun kritische Modelle*. FaM: Suhrkamp, S. 11-28.

allem inhaltlich als *wissenschaftskritisch*, insofern sie die Moderne und deren Anfänge als glorreiches Zeitalter des aufgeklärten, autonomen Subjektes entmystifizieren wollen. Auf dem Boden dieser Vielfalt kritischer Betrachtungen der Moderne ist auch die sogenannte ‚Feministische Wissenschaftstheorie‘ entstanden, die zu zeigen versucht, dass die nach wie vor weltweit anzutreffende gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen in den wissenschaftlichen Methoden, Paradigmen, Grundsätzen, in der Begriffs- und Metaphernwahl grundgelegt oder mindestens durch wissenschaftliche Legitimierung verstärkt, verfestigt und widergespiegelt wird.¹⁴

Über die äußeren Aspekte und deren konstitutive Funktion hinaus lässt sich der Fokus auch auf die immanenten Faktoren der Theoriebildung legen: Auf die innere Architektur bzw. auf den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen ‚Teile‘. Diese setzen die äußeren voraus, insofern sie die theoriebildenden Dispositionen oder Bedingungen darstellen, auf deren Hintergrund z.B. theoretische Unterscheidungen getroffen werden, die in die Architektur einer Theorie einfließen. Dazu gehört auch die gewählte Art und Weise, wie der Wahrheitsanspruch an die gewonnenen Erkenntnisse von diesen erfüllt werden soll. Weiterhin unterliegt die Architektur eines theoretischen Gebäudes bestimmten Anschlusszwängen, auch wenn deren Voraussetzungen zunächst gewählt worden sind. Zur Analyse der Theoriebildung gehört demnach auch die Frage, ob und wie theorieinterne Anforderungen oder Ansprüche eingelöst werden.

Die Theoriebildungsanalyse umfasst somit bereits eine Untersuchung der äußeren sowie der inneren Zusammenhänge ihrer einzelnen Teile oder Elemente, die die innere Gliederung oder innere Struktur einer Theorie betrifft, aber auch den Zusammenhang zwischen Innen und Außen, d.h. zwischen Theoriearchitektur und der Situation, in der sie gebildet wird. Unter ‚einzelnen Elementen‘ werden hier neben ganzen Theorieteilen auch die begrifflichen Mittel verstanden, die zur Erreichung des gesetzten Zweckes eingeführt werden. So stehen die zentralen theoriетragenden Begriffe sowohl mit den äußeren Bedingungen als auch mit theorieinternen architektonischen und gegebenenfalls auch systematischen ‚Sachzwängen‘ in einem engen Zusammenhang.

Eine weitere, dritte Perspektive auf die Theoriebildung besteht darin, neben der Untersuchung der äußeren Bedingungen und der inneren Zusammenhänge die theoriebildende Tätigkeit selbst zu analysieren. Bereits seit der frühen Antike wird die philosophische, theoriebildende Praxis schlechthin in der Fähigkeit ge-

14 Vgl. Sandra Harding/Merill Hintikka (Hrsg.) (1983). *Discovering Reality. Feminist Perspectives on Epistemology, Metaphysics, Methodology, and Philosophy of Science*. Dordrecht/Boston/London: D. Reidel; Sandra Harding (1986/1990); Sandra Harding (Hrsg.) (1987). *feminism & methodology. Social science issues*. Bloomington: Indiana University Press; Sandra Harding (1991). *Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives*. Cornell: University Press; Sandra Harding, Uma Narayan (Hrsg.) (2000). *Decentering the Center. Philosophy for a multicultural, postcolonial, and feminist world*. Bloomington: Indiana University Press.

sehen, unterscheiden zu können, das eine vom anderen zu trennen. Eng verwandt mit der theoriebildenden Tätigkeit ist der beschrittene Weg, das Nacheinander der – wenn man so will – theoriebildenden Unterscheidungen. Die Fragen der Methode oder des Zusammenhanges zwischen dem Anfang und dem Weg philosophischer Theoriebildung sind nicht unerheblich, vor allem wenn es um das Verständnis einzelner Theorieteile geht, da sie beispielsweise mögliche Differenzen zwischen deren *genetisch* notwendigem Ort einerseits und deren *systematischem* Ort andererseits erklären können. Der genetisch notwendige Ort bezeichnet hier die Position, die ein Theorieteil bezogen auf die Reihenfolge der Entwicklung einnimmt; der systematische Ort meint hingegen die Stelle, die der Theorieteil in der Architektur des gesamten Gebäudes einnimmt. Das der Genealogie nach letzte gebildete Stück einer Theorie kann das systematisch wichtigste sein, dasjenige, das die Theorie im Innersten zusammenhält. Dieser Unterschied in Bezug auf den genetischen Primat und den systematischen Primat ist in den philosophischen Gebäuden der Moderne häufig anzutreffen, insbesondere, wenn es um moralphilosophische Reflexionen geht; dort spiegelt er auch das Verhältnis zwischen Erkenntnistheorie und Moralphilosophie.¹⁵

Damit ist die Architektur der Theorie angesprochen, die nicht nur eng verbunden ist mit einem möglicherweise erhobenen Systemanspruch, alles aus einem Prinzip heraus erklären zu wollen, sondern zugleich mit der zugrunde liegenden Wahrheitsauffassung, mit der, um es in der Sprache der formalen Logik zu sagen, die Korrektheit der vorgestellten Thesen garantiert werden soll, ohne dass daran notwendig der Anspruch gekoppelt ist, ein theoretisches Gebäude müsse ein System darstellen. Dabei werden auch Möglichkeiten und Arten der Theoriebegründung selbst relevant, die in der Moderne auf mindestens zwei Arten eingelöst werden: durch eine theorieexterne Referenz oder durch einen konsistenten Selbstbezug. Mit der Frage nach der Theoriebegründung wird der von der Theorie ausgesprochene Wahrheitsanspruch auch an sie selbst gestellt, wird sie gleichsam ihrem eigenen Wahrheitsregelwerk unterzogen.¹⁶

Schließlich kann der Blick auf einen weiteren Aspekt von Theorien, auf deren nicht-intendierte Effekte gerichtet werden, die sich eben dadurch vom Motiv unterscheiden, dass sie *nicht* gewollt waren, während man intendierte Effekte als Motiv interpretieren kann. Unter nicht-intendierten Effekten werden hier zum einen das diskursive Aufrechterhalten möglicherweise zwecklos gewordener Di-

15 Beispielsweise bei Kant, wenn er einerseits vom Primat der praktischen Philosophie spricht und andererseits der KpV die KrV *notwendiger Weise* voranstellt. Oder auch bei Sartres Gang von der Subjektphilosophie zur Sozialontologie und zur Ethik, der aber die Freiheit des *Subjekts* als erster und letzter Zweck zugrunde liegt.

16 „Sofern die Wahrheitsfrage eine *philosophische* Frage ist, muß man nachweisen können, wie die eigene Antwort mit dem eigenen Wahrheitsbegriff übereinstimmt. Wahrheitstheorien müssen selbstreferentiell konsistent sein.“ Gunnar Skirbekk (Hrsg.) (1977). *Wahrheitstheorien: Eine Auswahl aus den Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert*. FaM: Suhrkamp, S. 11f.

chotomien und Antagonismen und deren Festschreibungsmechanismen verstanden, zum anderen aber auch deren Verwendung zu vielfältigen Legitimierungszwecken.¹⁷ Insofern kommt hier der kritische Blick der o.g. WissenschaftsforscherInnen zum Tragen, als beispielsweise durch die Aufdeckung situativer Notwendigkeiten in der Theoriebildung, aus der neue theoretische Unterscheidungen generiert werden, diese nicht mehr als *allgemein geltende* Gegensätze formuliert werden können. Wenn das Treffen von Unterscheidungen als Lösungsstrategie eines konkreten Problems aufgefasst wird, dann können sie nicht mehr wegen ihrer selbstverständlichen Natürlichkeit oder wegen ihrer unbedingten und notwendigen Geltung zur Legitimation von Repressionen, Ausschlüssen oder sonstigem verwendet werden, *ohne den Zweck* oder das Motiv zu nennen, vor dessen Hintergrund sie gebildet worden sind.¹⁸

Eine Zielsetzung der vorliegenden Untersuchung besteht demnach explizit darin, die die Rezeption verloren gegangenen, aber dennoch explizit formulierten Absichten der Theoriebildung und die Art und Weise, wie diese erreicht werden sollen, darzustellen, um mögliche Legitimationsmuster in der (falschen) Anwendung aufzudecken. Dies scheint ein möglicher Weg, um ein *adäquates* Verständnis für gebildete Theorien über den Rückbezug auf ihre eigentliche Problemstellung oder den Rahmen, innerhalb dessen sie als Antwort dienen, zurückzugewinnen, und ermöglicht so nicht etwa eine verlust-, sondern eine gewinnbringende *Einschränkung* auf das hin, für das sie ursprünglich konzipiert worden sind. In diesem Sinne handelt es sich hierbei auch um eine historisierende Betrachtungsweise von Theorien, die sich aber von den anderen skizzierten Vorgehensweisen abgrenzt.

2. Quellen der Betrachtungsform

Die Bezeichnung Untersuchungsmethode hat einen erhabenen Klang und führt möglicherweise zu der Erwartung, hier einen Versuch vorzufinden, eine vollkommen neue Methode vorzustellen – da das vorliegende Kapitel keineswegs

17 Prominent kann beispielsweise auf das nach wie vor teuer beforschte Festhalten an einem Nachweis physiologisch eindeutiger Unterschiede zwischen den Geschlechtern genannt werden, obwohl es unzählige Studien gibt, die zwar zahlreiche physiologische Differenzen in menschlichen Körpern feststellen, diese jedoch seriöser Weise nicht auf eine (scheinbare) Geschlechterdichotomie zurechnen können; vgl. nur beispielhaft die Studie der Biologin Anne Fausto-Sterling (2000). *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.

18 Es gibt auch nicht-intendierte Effekte einer Theorie, die positiv eingeschätzt werden, oder solche, die als materiale Leerstelle dennoch formal in die Theorie eingebaut werden, da sie eine gewollte Funktion erfüllen – wie beispielsweise in der Theorie der ‚offenen Verträge‘. Wenn im vorliegenden Zusammenhang von nicht-intendierten Effekten die Rede ist, sind damit immer Effekte gemeint, die nicht nur nicht-intendiert, sondern auch nicht gewünscht sind.

dieser Interpretation Vorschub leisten will, ist bewusst auf den Titel Untersuchungsmethode verzichtet worden. An dessen Stelle tritt der Titel ‚Betrachtungsform‘, um zum Ausdruck zu bringen, dass es sich hier um eine bestimmte Weise des Hinsehens handelt, die ganz spezifische Aspekte an einer Theorie hervorheben will. Das Zusammenspiel verschiedener Aspekte, die als gleichzeitig miteinander und mit der Theoriebildung entstehend betrachtet werden, wird in Anlehnung an George Spencer Brown *Form* genannt.¹⁹ Deshalb trägt der Titel ‚Betrachtungsform‘ die doppelte Bedeutung, sowohl die, wenn man so will, *kategoriale* Form des Hinsehens zu bezeichnen, d.h. die Aspekte zu benennen, unter denen die Theorie betrachtet wird, als auch diese Aspekte an der Theorie selbst hervortreten zu lassen – er beinhaltet mithin eine Formgebung für die Theorie, die durch das untersuchende Hinsehen entsteht und dieses selbst formiert.

Ein Blick in die *wissenschaftstheoretische* Literatur zeigt, dass das Entstehen oder die Genese von (philosophischen) Theorien unter formalen Aspekten in den Blick zu nehmen, klassischer Weise nicht als besonders sinnvoll angesehen wird. Popper etwa schreibt gleich zu Beginn der *Logik der Forschung*, dass „die Art und Weise, wie Theorien aufgestellt werden, weder der logischen Analyse fähig noch bedürftig seien“.²⁰ In Anlehnung an Popper findet sich bei Hans Reichenbach die Unterscheidung zwischen dem Entstehungskontext und dem Geltungskontext, wobei auch hier klar ist, dass der Entstehungskontext für die Geltung nichts beizutragen hat.²¹ Larry Laudan macht allerdings in einem Essay deutlich, dass es unter dem Titel ‚Logic of Discovery‘²² in der Literatur nie darum geht, eine heuristische Logik der Entdeckung, d.h. eine Logik zur Generierung häufiger „eureka-moment[s], e.g. the time when a new idea or conception first dawns“²³ zu denken, sondern immer nur um eine epistemologische Logik der (nachträglichen) Rechtfertigung von Theorien. In diesem Sinne, wenngleich affirmativ, hat sich allerdings eine relativ junge wissenschaftstheoretische Forschungsrichtung etabliert, die sich kurz unter Abduktionsforschung zusammenfassen lässt und die der Entstehung von Hypothesen als einem ersten Schritt der Theoriebildung gewidmet ist.²⁴

19 Vgl. George Spencer Brown (1969/1994). *Laws of Form*. Portland, Oregon: Cognizer & Co.

20 Karl R. Popper (1934/19735). *Logik der Forschung*. Tübingen: Siebeck, S. 6

21 Hans Reichenbach (1938/1983). *Erfahrung und Prognose. Eine Analyse der Grundlagen und der Struktur der Erkenntnis*. Wiesbaden: Vieweg.

22 Diesen Titel trägt erstaunlicher Weise die englische Übersetzung des Werkes von Popper.

23 Larry Laudan (1980). ‚Why was the Logic of discovery abandoned?‘. In: Thomas Nickles (ed.). *Scientific Discovery, Logic, and Rationality*. Boston: Dordrecht Reidel, S. 173-183, hier S. 174.

24 Hier wird in Anlehnung an Peirce die Idee der *Abduction*, die er aufgrund der Reformulierung der kantischen Frage nach der Möglichkeit synthetischer Urteile a priori entworfen hat, weiterverfolgt. Im Kern geht es um die Frage, wie es zu wissen-

Die bereits skizzierten historisierenden Wissensanalysen erheben im Gegensatz dazu zwar nicht den Anspruch, eine wie auch immer geartete *Logik* der Theoriebildung bereitstellen zu können, wohl aber, die Relevanz des Entstehungskontextes zur Geltung zu bringen. Im Einklang mit der Idee, dass die historische Kontextualisierung von Theorien ein notwendiges Moment darstellen muss, um sie adäquat zu *verstehen* – wie etwa in der hermeneutischen Tradition gefordert –, geht es in den folgenden Überlegungen nicht darum, eine Logik der Theoriebildung vorstellen, die das hermeneutische Problem des relativierten Wahrheitsanspruches in einer neuen Form zu lösen beansprucht. Sie erheben lediglich den Anspruch, ein grundlegendes *formales Muster* zu beschreiben, das zur Analyse der Theoriebildung herangezogen werden kann, insofern es als Muster für deren Entstehungsweise verwendet werden kann. Dieses Muster ist insofern *formal* zu nennen, als es sich an Spencers *Formbegriff* orientiert, der aus einem initialen Unterscheidungsakt gewonnen wird, durch den eine *Form der Unterscheidung* mit verschiedenen Aspekten oder Momenten *simultan* entsteht, die begrifflich differenziert werden können. Von den drei genannten Perspektiven auf eine Theorie – auf die äußeren Bedingungen sowie auf die innere Architektur, die auch die Genese umfasst, und schließlich auf die Effekte, die sie bewirkt – lassen sich die ersten zwei auf Momente des Formbegriffes von Spencer Brown, den er in den *Laws of Form* vorstellt,²⁵ abbilden.

schaftlichen Hypothesen kommt, denen dann ausgearbeitete Theorien folgen. Die dort behandelte Frage dreht sich aber nicht um den Aspekt der Theoriebildung, sondern, wenn man so will, um die Logik und Generierung spontaner Hypothesenbildung; vgl. Uwe Wirth (1995). ‚Abduktion und ihre Anwendungen‘. In: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 17, S. 405-424 sowie Atocha Aliseda (2006). *Abductive Reasoning: Logical Investigations into Discovery and Explanation*. Berlin: Springer.

- 25 Die 1969 in London erschienenen *Laws of Form* haben bereits in einigen Disziplinen methodologische Aufnahme gefunden. Den meisten deutschsprachigen Lesern sind sie durch Luhmanns Rezeption bekannt, der zunehmend den dort entwickelten Indikationen- bzw. Hinweiskalkül zur logischen Grundlage seiner Systemtheorie erklärt hat. Auf diese Weise sind einige der dort verwendeten Begriffe wie beispielsweise das ‚Re-entry‘ oder die Aufforderung ‚Draw a distinction‘ unter Luhmann-Kennern berühmt geworden. Eine andere, noch frühere Rezeptions- und Verbreitungsquelle ist die sogenannte Heidelberger Schule. Hierbei handelt es sich um eine Gruppe von Psychologen und Psychiatern, die sich theoretisch an Bateson, an dessen Schüler Watzlawick u.a. orientieren und – philosophisch gesprochen – mit konstruktivistischen Prämissen arbeiten. Ein dritter Rezeptionsweg besteht darin, ihn als philosophisch relevanten Text für die logische Paradoxienforschung, genauer für den auflösenden Umgang mit Paradoxien zu lesen; vgl. ‚Anwendungen und Deutungen‘. In: Tatjana Schönwälder-Kuntze/Katrin Wille/Thomas Hölscher (2009²) *George Spencer Brown. Eine Einführung in die Laws of Form*, S. 207-299.

a. Die *Laws of Form* als Pate für Prozess und Form der Theoriebildung

Wenn die *Laws of Form* als Pate für die hier vorgestellte Untersuchungsmethode genannt werden, meint das nicht, dass sie sich aus dem Spencer Brownschen Formkonzept ableiten ließe, sondern nur, dass dieser Formbegriff als Muster der Theoriebildung und ihrer Analyse verwendet werden kann. Im Folgenden werden die Grundgedanken der *Laws of Form* kurz vorgestellt, wodurch die Parallelen offenbar, aber auch die Unterschiede deutlich werden können.

Die Analyse-methode orientiert sich am abstrakten Konzept der *Form der Unterscheidung* als grundlegendem Modell für Generierungsprozesse, für sich entwickelnde Zusammenhänge zwischen den durch Unterscheidungen und Benennungen generierten Resultaten, ebenso wie für die Zusammenhänge zwischen dem Unterscheidungsprozess und seinem Resultat, und zwischen den Resultaten und ihren Benennungen. Das Gesamtprojekt der *Laws of Form* besteht darin, mit verschiedenen Benennungen oder Hinweismöglichkeiten auf die zwei voneinander unterschiedenen Resultate *eines* Unterscheidungsprozesses hinzuweisen. Aus den verschiedenen Hinweismöglichkeiten wird ein Hinweiskalkül (*calculus of indication*) aus formalen Zeichen errichtet, dessen Gleichungen selbst wiederum zu Hinweisen auf Zusammenhänge von Hinweisen werden. Durch eine Erweiterung der Spielregeln kann schließlich auch auf das gesamte Resultat des Unterscheidungsprozesses – die ganze *Form der Unterscheidung* – hingewiesen werden, wodurch es zu einer Art Rückkoppelung, zum *Re-entry* kommt, das je nach Ausgestaltung so verschiedene semantische Deutungen wie Selbstreferenz, Rekursion oder Zirkularität zulässt.²⁶

i. Die Form der Unterscheidung: Resultat eines Prozesses

In unserem Zusammenhang sind weniger die Beziehungen von Hinweisen untereinander interessant als vielmehr das Formkonzept, das Spencer Brown an den Anfang seines Kalküls stellt. Die *Form der Unterscheidung* ist das, was zunächst ‚geschaffen wird‘, *bevor* überhaupt ein Hinweis auf etwas Distinktes vorgenommen werden kann. Das erste Kapitel beginnt mit folgender Voraussetzung: „We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction. We take, therefore, the form of distinction for the form.“²⁷

Das Konzept der Form der Unterscheidung beruht auf einer spezifischen Perspektive auf den Akt der Unterscheidung, an dem zwei Aspekte hervorgehoben werden: zum einen der unterscheidende bzw. trennende Akt an sich und zum an-

26 Vgl. zur Rezeptionsgeschichte Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 18ff sowie zur Rezeption durch die Heidelberger Schule Katrin Wille. ‚Praxis der Unterscheidung‘. In: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 287-299.

27 George Spencer Brown 1969/1994: S. 1.

deren die durch diese Trennung aller- erst hergestellte, zusammenhängende Form der Unterscheidung. Diese besteht in einem vielschichtigen Zusammenhang zwischen zwei voneinander Unterschiedenen, der Grenze zwischen ihnen und dem Zusammenhang oder Kontext, der die Grenze auch eine echte, unterscheidende Grenze sein lässt. Die Form der Unterscheidung umfasst so vier Komponenten: zwei Unterschiedene, die Grenze und den für die Unterscheidung relevanten Kontext. Die Beziehung zwischen der Grenze bzw. dem Trennungsaspekt einerseits und dem relevanten Kontext andererseits ist so geartet, dass der relevante Kontext darüber entscheidet, ob etwas tatsächlich eine Grenze zwischen zwei Unterschiedenen darstellt oder nicht. Spencer Browns Beispiel für die vier Aspekte einer Form der Unterscheidung besteht in einem auf ein planes Papier gezogenem Kreis. Der gemalte Kreis ist die Grenze, das Innere des Kreises, die von dem Äußeren des Kreises unterschiedene Seite und das plane Papier stellt den Kontext dieser Form der Unterscheidung dar. Ein Kreis stellt nämlich nur dann eine echte Grenze dar, wenn er auf einem Untergrund gezogen wird, durch den garantiert ist, dass die Grenze zwischen den zwei Unterschiedenen *überschritten* werden muss, will man (gedanklich oder real) von der einen Seite zur anderen gelangen, hier von Außen nach Innen oder umgekehrt.²⁸

Eine Form der Unterscheidung wird demnach aus vier Aspekten gebildet, die zusammen mit dem bzw. durch den Unterscheidungsakt simultan hergestellt werden. Die Form der Unterscheidung ist der Zusammenhang der vier Aspekte, die der Unterscheidungsprozess hervorbringt; sie bildet deren Resultat. Die in den *Laws of Form* gegebene Definition für eine Unterscheidung lautet daher: „Distinction is perfect continence“²⁹, denn Unterscheiden impliziert, zugleich Zusammenhänge herzustellen, deren Relata je verschiedene Funktionen oder Positionen in der Form der Unterscheidung inne haben.³⁰ Die Betrachtung der Form der Unterscheidung als aus vier Komponenten oder Relata bestehend, wie durch das Kreisbeispiel auf dem planen Hintergrund nahegelegt, wäre eine auf das Beispiel reduzierte Verkürzung ihres Potentials. Die durch die *Räumlichkeit* der Aspekte des Beispiels implizierte Typgleichheit darf nicht auf die zugrunde-

28 Ein Beispiel für einen Kontext, der den Kreis keine Form der Unterscheidung sein ließe, wäre ein Torus oder ein Ring: Zeichnet man einen Kreis auf den Ring über dessen ganzen Umfang oder über dessen Breite, dann wäre es möglich, von der einen zur andern Seite zu gelangen, *ohne* die Grenze zu überschreiten, indem man gleichsam ‚hinten herum‘ denkt oder läuft. Deshalb zeichnete ein derart gezogener Kreis auf einem Torus keine Form der Unterscheidung im Sinne Spencer Browns; vgl. Spencer Brown 1969/1994: S. 79; Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 73f. sowie Matthias Varga von Kibéd/Rudolf Matzka (1993). ‚Motive und Grundgedanken der »Gesetze der Form«‘. In: Dirk Baecker (Hrsg.) (1993). *Kalkül der Form*. FaM: Suhrkamp, S. 61.

29 Spencer Brown 1969/1994: 1; vgl. Schönwälder-Kuntze/Wille in: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 70f.

30 Zu möglichen Übersetzungen und verschiedenen Deutungen des Begriffes ‚continence‘ vgl. Schönwälder/Wille in: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 69f.

liegende abstrakte Form der Unterscheidung, die Raum und Zeit noch vorhergeht, rückübertragen werden.³¹ Das Beispiel verleitet dazu, die Form der Unterscheidung bereits aus der reflexiven Perspektive des Re-entry zu betrachten, d.h. in ihrer Gesamtheit aus einer die dritte Dimension bereits in Anspruch nehmenden zur Fläche orthogonal positionierten Betrachterperspektive heraus. Damit verleiht man aber der entstandenen Form einen abgeschlossenen, enttätigten Charakter, für den bereits eine neue Unterscheidung getroffen werden müsste. Zudem verliert man auf diese Art und Weise leicht ihre Entstehungsgeschichte aus den Augen, d.h. der Zusammenhang der einzelnen Aspekte, den sie durch ihr gemeinsames, simultanes Entstehen erhalten und der sie aufeinander bezogen sein lässt. Der hier behandelte Unterscheidungsakt ist eben ein – fast könnte bzw. müsste man sagen – ‚augenblickhafter‘ oder besser ‚zeitfreier‘ Prozess, der in Bezug auf einen Zweck eine Grenze entstehen lässt, durch die als Resultat zwei Seiten unterscheidbar werden. All dies geschieht simultan, so dass keiner der Aspekte einem anderen vorherginge, so dass es keinen zeitlichen Ablauf im eigentlichen Sinne gibt.³²

Der Haupttext der *Laws of Form* expliziert nur eine Darstellungsweise, die den ganzen Prozess *als* Unterscheidungsprozess bzw. die ganze Form *als* Form der Unterscheidung von anderem unterscheiden muss, und daher bereits eine weitere Unterscheidung vollzieht. Erst im elften und zwölften Kapitel wird dies, reflexiv, selbst thematisiert. Bis dorthin ist bloß das Spiel mit Hinweisen auf die beiden entstandenen Seiten der ersten Unterscheidung das Thema. Bedingung der Möglichkeit dieser Reflexionsstufe ist aber ein weiterer Aspekt der Form der Unterscheidung, weil das in den *Laws of Form* dargestellte Hinweisspiel erst beginnen kann, wenn die vollzogene Unterscheidung gewissermaßen auch fixiert ist. Dafür braucht es eine (weitere) Bedingung, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den beiden unterschiedenen Seiten steht: es braucht auch ein *Motiv*, d.h. einen Zweck, für den die getroffene Unterscheidung relevant ist.

ii. Der ‚relevante Kontext‘ oder die Rolle des Motivs

Spencer Brown hat nicht nur selbst mit seinem Beispiel auf die Wichtigkeit des relevanten Kontextes hingewiesen, sondern diesen Aspekt seiner Form der Unterscheidung auch explizit gemacht: „Once a distinction is drawn“, heißt es dort,

- 31 „Wir neigen dazu, zu denken und zu sagen, dass eine Unterscheidung, wie z.B. der geometrische Kreis, *in* einem Raum stattfindet. Bei solcher Redeweise entsteht der Eindruck, als sei der Raum *vor* der Unterscheidung gegeben und könnte auch ohne die Unterscheidung weiter bestehen.“ Schönwälder-Kuntze/Wille in: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 74.
- 32 Eine ähnlich paradox anmutende simultane Entstehung verschiedener Aspekte wird uns beispielsweise in der Existenzphilosophie bei Heidegger und Sartre mit dem Bild des ‚Entwurfes‘ vorgeschlagen, der allerdings im Ggs. zu Spencer Brown bereits ursprünglich sowohl Raum *als auch* Zeit mit entstehen lässt, während die Form der Unterscheidung erst durch das reflexive Re-entry die Zeit entstehen lässt.

„the spaces, states, or contents on each side of the boundary, being distinct, can be indicated.“ Aber, so lautet der Text weiter: „There can be no distinction without a motive, and there can be no motive unless contents are seen to differ in value.“³³ Der zum Ausdruck gebrachte Zusammenhang zwischen einer Unterscheidung und dem Motiv, das die beiden Seiten als verschiedene erscheinen lässt, soll hier in das Zentrum des Interesses gerückt werden. Es spricht nichts dagegen, das Motiv mit dem Zweck einer Unterscheidung zu identifizieren. Im Gegenteil lässt sich diese Identifizierung durch einen Rekurs auf die etymologische Herkunft des Begriffes ‚motiv‘ plausibilisieren. ‚Motiv‘ ist abgeleitet aus dem Verbum ‚movere‘ und bedeutet im Englischen – wie auch im Deutschen – ‚Beweggrund‘, ‚Antrieb‘, ‚Ursache‘, ‚Zweck‘, ‚Leitgedanke‘. Der Begriff des Zweckes lässt sich analytisch im Begriff des Motivs wiederfinden.

Allerdings gilt das auf den ersten Blick nicht für die Identifizierung des Motivs mit dem relevanten Kontext, der eine Grenze oder einen Unterschied erst tatsächlich zu einem solchen macht.³⁴ Wird das Motiv aber interpretiert als den ‚Raum‘ *bildend*, ‚in‘ dem die Unterscheidung erst ihren Sinn erhält, der durch eine echte Grenze gekennzeichnet ist, und der eben erst durch die Unterscheidung geschaffen wird, dann lässt sich die Identifikation plausibilisieren. Das Motiv ist demnach kein Beweggrund im Sinne einer der Unterscheidung logisch oder zeitlich *vorhergehenden* Ursache, sondern es ist ein Aspekt des Unterscheidungsaktes selbst: Wenn wir unterscheiden, schaffen wir zugleich das Motiv für die Unterscheidung, das gleichsam den Geltungsbereich oder den *relevanten Kontext* bestimmt, in dem der gemachte Unterschied Gültigkeit besitzt.

Das Motiv spielt in den *Laws of Form* bis zum zwölften Kapitel keine der Explikation bedürftige Rolle mehr, was damit erklärt werden kann, dass das Interesse Spencer Browns dem Spiel mit den Bezeichnungen oder Hinweisen auf die Seiten der entstandenen Form der ersten Unterscheidung gilt und eben nicht den inneren Beziehungen der Form der Unterscheidung selbst. Die Aspekte der *Form der Unterscheidung* selbst werden im ersten Kapitel thematisiert; auf diese rekurriert erst das zwölfte und letzte Kapitel wieder, indem dort eine Art Motivation beschrieben wird, die als ‚Wunsch oder Begehren zu unterscheiden‘ auftaucht.

33 Spencer Brown 1994: 1; vgl. Schönwälder-Kuntze/Wille in: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 77.

34 Diese Gleichsetzung erhält beispielsweise für die mathematischen Implikationen des Kalküls Relevanz, wie Varga von Kibéd durch seine Widerlegung von Varelas Inkonsistenznachweis der erweiterten Algebra unter Rückgriff auf diese Gleichsetzung belegt; vgl. Varga von Kibéd/Matzka 1993: S. 83ff.

iii. Das Re-entry in die Form der Unterscheidung

Die einzige weitere Stelle im Text, die, wenn auch implizit, erneut auf die Rolle des Motivs hinweist, lautet: „The conception of the form lies in the desire to distinguish. Granted this desire, we cannot escape the form although we can see it any way we please.“³⁵ Spencer Browns Thematisierung der *Konzeption* der Form der Unterscheidung verdient eine differenzierende Betrachtung: Das englische Wort ‚conception‘ ist aus dem lateinischen ‚concipere‘ abgeleitet und meint dort ‚zusammenfassen‘, ‚auf eine Formel bringen‘, ‚aussprechen‘ oder ‚ansagen‘ wie auch ‚erkennen‘, ‚begreifen‘, ‚sich vorstellen‘ oder sogar ‚entwerfen‘. Die Verwendung des Begriffes Konzeption meint hier demnach die Beschreibung, das In-Worte-Fassen, das Erkennen oder Sich-Vorstellen der *ganzen* Form der Unterscheidung. All diese intellektuellen Tätigkeiten bedienen sich bestimmter Instrumente: einer gesprochenen oder geschriebenen Sprache, einer formalen Zeichensprache, graphischer oder metaphorischer Bilder, der intellektuellen Anschauung etc. Damit gibt es ganz verschiedene Arten und Weisen, ein und denselben Gegenstand zu konzeptualisieren.

Im zwölften Kapitel thematisiert Spencer Brown zwei verschiedene *grafische* Möglichkeiten der Konzeptualisierung seines Gegenstandes: die von ihm verwendete formale Sprache und eine weitere Notation, deren er sich bereits im ersten Kapitel, dort allerdings *als* Beispiel, bedient hat, d.i. einer Notation aus Kreisen.³⁶ Die Thematisierung der Konzeption ist also gleichbedeutend mit der Thematisierung verschiedener Arten und Weisen der Beschreibung eines Gegenstandes bzw. der Benennung eines Gegenstandes oder auch des Hinweisens auf einen Gegenstand. Die Konzeption, die Darstellung oder das Erkennen der Form der Unterscheidung erfordert aber, so das Zitat, den Wunsch oder das Begehren zu *unterscheiden* bzw. zu *trennen*. Habe man diesen Wunsch erst einmal zugestanden, lasse sich der Form nicht mehr entkommen – denn, so ließe sich hinzufügen, sie ist das, was bei jeder Unterscheidung simultan mitentsteht.

Wichtig ist hier, dass die Konzeptualisierungs- bzw. Darstellungsweise für den Gegenstand selbst *irrelevant* ist. Freilich kann die Form der Unterscheidung angemessener oder weniger angemessen beschrieben werden.³⁷ Die Art der Beschreibung ändert jedoch nichts am beschriebenen Gegenstand selbst, verändert, wenn man so will, seinen wesenhaften Kern nicht. Insofern ist die Thematisierung

35 Spencer Brown 1969/1994: S. 69.

36 Eine dritte, in den *Laws of Form* verwendete Konzeptionsform der Form der Unterscheidung besteht in der englischen Sprache, die zu ihrer Beschreibung im ersten Kapitel verwendet wird. Das Englische wird im weiteren Verlauf dann zur Metasprache, mit der der Fortgang der Kalkülisierung und die formale Objektsprache beschrieben wird.

37 Spencer Brown thematisiert beispielsweise die Angemessenheit eines Ausdrucks in Bezug auf den Standpunkt, von dem aus er betrachtet wird: ohne die Angabe dieses Standpunktes bleibt ein Ausdruck bedeutungslos; vgl. Spencer Brown 1969/1994: S. 103.

ung der Konzeptualisierungsvarianten sekundär in Bezug auf den konzeptualisierten Gegenstand zu nennen.³⁸ Primär, weil mit dem konzeptualisierten Gegenstand genuin verbunden, ist hingegen, dass auch die Konzeption selbst dem Wunsch zu unterscheiden entspringt – gleichgültig, wie diese dann in Erscheinung treten mag. Demnach findet bei der Konzeptualisierung des Gegenstandes ‚Form der Unterscheidung‘ ein erneuter Unterscheidungsprozess statt, dessen Motivation das Unterscheiden selbst ist.

Mit der Thematisierung der Konzeption der Form der Unterscheidung zeigt Spencer Brown zugleich, dass sein Buch und sämtliche andere beschreibende Reflexionen auf die Form der Unterscheidung selbst Formen der Unterscheidung abbilden, ja selbst sind, indem sie sie zeichnen und hervorbringen. Auch die Konzeption erfordert einen Unterscheidungsprozess, durch den die ganze Form der Unterscheidung selbst zum unterschiedenen Gegenstand wird, der sie selbst *konzeptualisierbar, darstellbar* oder *beschreibbar* macht.³⁹ Die Konzeption der Form der Unterscheidung wiederholt oder *kopiert* selbstähnlich demnach den Unterscheidungsprozess, den sie beschreibt, sie tut und stellt selbst her, was sie als simultanen Prozess und Gegenstand konzeptualisiert. Darin liegt zumindest eine spezifische Bedeutung des Re-Entry im letzten Kapitel der *Laws of Form*.⁴⁰

Das Motiv spielt so seine zentrale Rolle nicht im Aufbau des Indikationenkalküls – hier hat es ‚nur‘ den Status *eines* Aspektes der notwendigen Bedingung für die Möglichkeit, Hinweise geben zu können⁴¹ –, sondern wenn es um den Zusammenhang zwischen dem konzipierten Gegenstand und der Konzeption des Gegenstandes geht. Zumindest im Falle der Form der Unterscheidung haben wir es beim konzipierten Prozessresultat und beim konzipierenden Prozess mit der gleichen Art Prozess zu tun: mit Unterscheidungen. Zudem schlüpft dieser

38 Das entspricht der Auffassung Freges, die darin besteht, dass das gewählte Signifikat den Signifikanten nicht verändert, da die Bedeutung gleich bleibt, auch wenn sich der Sinn und/oder der Name ändert; vgl. Gottlob Frege (1892/2008). ‚Über Sinn und Bedeutung‘. In: Ders. *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Hrsg. von Günther Patzig. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 23-46.

39 Erinnert sei an die ersten Sätze des ersten Kapitels der *Laws of Form*, in denen das Treffen einer Unterscheidung zur notwendigen Bedingung für die Möglichkeit des Hinweisens erklärt wird.

40 Hier zeigt sich in aller Deutlichkeit die Rekursivität der *Laws of Form*: Der Gegenstand der Beschreibung, nämlich das Spiel mit Hinweisen oder Benennungen für etwas, gilt natürlich auch für die Beschreibung der Beschreibung des Gegenstandes selbst.

41 An anderer Stelle haben wir darauf hingewiesen, dass das Motiv eine notwendige Bedingung ist für die Möglichkeit, Hinweise auf Unterschiedenes zu geben, da es zur *Aufrechterhaltung* von getroffenen Unterscheidungen dient; vgl. Schönwälder-Kuntze/Wille in: Schönwälder-Kuntze et al. 2009²: S. 75f. Der hier vorgetragene Gedanke steht nicht im Widerspruch dazu, sondern stellt eine Erweiterung der Funktion des Motivs dar, die sich aber erst ex post aus dem zwölften Kapitel heraus ergibt: Nicht nur die Aufrechterhaltung, sondern der Unterscheidungsprozess selbst folgt einem Wunsch, ist motiviert durch ein Begehren.

Prozess bei der Konzeption auch noch in die Rolle des Motivs, so dass er *als Form der Unterscheidung* der beschriebene Gegenstand ist; *als Unterscheidung* den Gegenstand *herstellt*; *als Wunsch zu unterscheiden* zur Konzeption des Gegenstandes motiviert und den Gegenstand *als unterschiedenen* herstellt, um ihn überhaupt konzipieren, d.h. benennen und beschreiben zu können.

Die Form der Unterscheidung nach Spencer Brown hat kein Vorher, weil die Zeitlichkeit erst durch eine bestimmte Perspektive auf diese Form generiert wird. Die Rede von gegebenen Bedingungen erhält also eigentlich im Kalkül Spencer Browns erst dann ihren Sinn, wenn es zur erneuten Unterscheidung als Re-entry, wenn es zur Reflexion auf die Form der Unterscheidung selbst kommt. Aus der Retrospektive des zwölften Kapitels ließen sich die ‚Äußeren Bedingungen‘ als Formen der Unterscheidung interpretieren, auf die eben dann in einem Reflexionsakt eine *weitere Unterscheidung generiert wird*. So dass die Theoriebildung ihre Analogie nicht in der Form der ersten Unterscheidung, sondern in der Unterscheidung in der Form, mithin im Re-entry fände. Dafür ließen sich gute Gründe anführen, insbesondere wenn man die Theoriebildung in der Moderne als reflexive Selbstverhältnisse und Selbstbeschreibungen einer sich selbst performativ durch Unterscheidungen hervorbringenden, sich selbst bestätigenden, und zu sich selbst kommenden Vernunft betrachtet. Die Theoriebildung entspräche dann, wenn man so will, als unreflektierte der Form der ersten Unterscheidung und als Reflexion auf ihre Bedingungen, Prozesse und Architektur dem Re-entry.⁴² Die

42 Die Frage, inwiefern die Figur des Re-entry als Schema für das Selbstbegründungsmodell der transzendentalen Theoriebegründung dienen kann, stellt sich beispielsweise, wenn man Kants transzendente Theoriebegründung in den Blick nimmt. Folgende Überlegungen ließen sich anstellen: Die Konzeption der Form der Unterscheidung liegt, so Spencer Brown, im Wunsch oder im Begehren zu *unterscheiden*. In der Konzeption werden ihre eigenen Möglichkeitsbedingungen thematisiert, und diese wiederum sind die notwendigen Bedingungen für die Konstitution des Gegenstandes der Konzeption. Insofern handelt es sich hier wie bei der kantischen transzendentalen Reflexion *nicht* um die Initialzündung eines infiniten Re- oder Progresses, sondern um eine Unterscheidungs- und Motiv-Iteration, die von Spencer Brown *Wiedereintritt* in die eigene Form genannt wird, weil sie beschreibt, was sie tut. Insofern ist hiermit auch der vielgepriesene ‚Reflexionsstopp‘ erklärt, allerdings nicht wegen einer scheinbar auftauchenden Paradoxie, wie Luhmann argumentiert, sondern in Bezug auf die *Begründungsfunktion*: wenn sich das, was beschrieben wird, als die Beschreibung selbst notwendig begleitende ‚formale‘ Möglichkeitsbedingung herausstellt, dann ist das ein ausreichendes Argument dafür, dass im klassischen Sinne von ‚wahr‘ gesprochen werden kann, weil eine ‚adaequatio rei et intellectus‘ vorliegt. Die Kongruenz zwischen dem Beschriebenen und dem Prozess der Beschreibung im Re-entry meint aber gerade nicht die durch die Unterscheidung entstandenen unterschiedenen Seiten, sondern den Prozess der Konzeption selbst, der seine eigenen *prozessualen* Möglichkeitsbedingungen als *motivierten Unterscheidungsakt* aus der Latenz hebt. Zur Ähnlichkeit selbstreferentieller Theoriefiguren in der Moderne, Kants transzendentalen Ansatz, Hegels Aufhebung der Dialektik in der Spekulation und Spencer

theoretischen Unterscheidungsakte, die maßgeblich Theorien bilden, könnten so als orthogonale Positionierungen *im Sinne einer Reflexion auf ‚alte‘ und damit einer Setzung neuer Unterscheidungen* interpretiert werden.⁴³

iv. Folgerungen für die Analyse

Die *Laws of Form* erscheinen aus zwei Perspektiven hilfreich für die vorliegende Untersuchung: Einerseits mit Blick auf die Theoriebildung, die hier unter dem Aspekt ihrer unterscheidenden, d.h. (aus)differenzierenden Tätigkeit in Bezug auf bestimmte Zwecke betrachtet wird; andererseits durch den dadurch möglichen de-konstruierenden Umgang mit Differenzen, ihren Geltungsbereichen oder Unterscheidungskriterien. ‚Motiv‘ bzw. ‚relevanter Kontext‘, ‚Grenze‘ bzw. ‚gemachter Unterschied‘ und die entstandene Form werden als ein Verhältnis gedacht, durch das sie sich wechselseitig bestimmen und hervorbringen. Es läßt sich nicht sagen, welcher der Aspekte ‚zuerst dagewesen sein muss‘, es geht nicht um die ontologische Frage, ob es erst Unterschiede ‚gibt‘, die dann ‚nur‘ benannt zu werden brauchen. Diese Art Fragen werden möglicherweise irrelevant, wenn man sie ihrerseits nach ihrem Zweck befragt. Stattdessen lassen sich Fragen formulieren, die nach dem *Sinn* oder der *Notwendigkeit* von Unterscheidungen in Bezug auf das Motiv und den Zweck fragen. Nicht ‚Wieviele und welche Differenzen gibt es immer schon?‘, sondern ‚Wieviele Differenzen wollen wir und wofür brauchen wir sie?‘ und ‚Ist es angesichts neuer Kontexte sinnvoll, an einmal getroffenen Unterscheidungen für immer festzuhalten?‘ lauten die Fragen, die somit gestellt werden können.

Diese Fragen werden hier an die Theoriebildung in leicht modifizierter Form gerichtet: Vor welchem Hintergrund, in Bezug auf welches Ziel oder welchen Zweck wird etwas von etwas unterschieden; werden neue Unterscheidungen getroffen, die Unterschiede festschreiben, die potentiell ein nicht-intendiertes Eigenleben beginnen und deren ursprünglicher Unterscheidungskontext seine Relevanz schon wieder verloren haben könnte? Möglicherweise lassen sich scheinbar unumstößliche Gegensätze über die Sichtbarmachung ihrer Entstehung wieder auflösen und somit kann neu bestimmt werden, welche Unterscheidungen angesichts des Heute als sinnvoll erscheinen. Durch die Betrachtung der Aspekte

Browns Re-entry vgl. Niklas Luhmann (1987/1996⁶). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. FaM: Suhrkamp: S. 606f.

- 43 Die ‚orthogonale Positionierung‘ bezeichnet ein theoretisches Modell, das sich bei Ingo Pies findet. Es meint dort die Überwindung ‚alter‘ dichotom aufgemachter Problemstellungen, in denen zwei Positionen derart als Gegensätze vorgestellt werden, dass die Entscheidung zugunsten der einen Position immer zugleich einer Entscheidung gegen die andere entspricht; vgl. zuletzt Markus Beckmann/Ingo Pies (2008). ‚Ordo-Responsibility – Conceptual Reflections towards a Semantic Innovation‘. In: Jesús Conill/Christoph Lütge/Tatjana Schönwälder-Kuntze (eds.) (2008). *Corporate Business, Contractarianism and Ethical Theory: On Philosophical Foundations of Business Ethics*. Aldershot: Ashgate, S. 87-115.

der Form der Unterscheidung als simultan entstandene werden heute ‚falsche‘, weil ‚nicht mehr zeitgemäße‘ Unterschiede als wieder auflösbar *denkbar*, indem die Aufmerksamkeit auf ihre Zwecke oder Kontexte gerichtet wird. Differenzen lassen sich so nicht nur als verschiedene Resultate namhaft machen, sondern sie können auch mit Bezug auf den genuinen, sie hervorbringenden Unterscheidungsprozess betrachtet werden. So erscheinen nicht nur die vier Aspekte als unterschiedliche ‚Gegenstände‘, die in den Fokus der theoretischen Reflexion treten und ihren Gegenstand bilden können, sondern das Verhältnis der vier Aspekte selbst erhält einen logischen Zusammenhang, der auf Reziprozität und Simultaneität beruht und nicht auf Sukzession.

Die Interpretation von der simultanen Entstehung des Zwecks oder Motivs mit dem Unterscheidungsakt oder, wenn man so will, der mit dem Zweckentwurf zugleich vollzogenen Unterscheidung, ist wohl eher kontraintuitiv zu nennen und könnte auf Ablehnung stoßen, weil es aus einem Alltagsverständnis heraus klar erscheint, dass wir zunächst ein Motiv haben und erst dann die Gegenstände *nach* oder *in Bezug auf* diesen Zweck ordnen, sortieren. Es kann hier nicht darum gehen, den ontologischen oder auch epistemologischen Grundsatzstreit der Philosophie fortzuführen oder gar zu entscheiden – wesentlich ist, dass eine solche Idee von Unterscheidung dazu verwendet werden kann, bereits gebildete Unterscheidungen, Differenzen und Gegensätze auf ihren Zweck hin zu untersuchen und je nachdem, ob dieser noch als relevant betrachtet werden kann oder nicht, darüber zu entscheiden, ob es sinnvoll ist, weiterhin an der (scheinbar) gegebenen Unterscheidung festzuhalten. Eine Analyse, die sich an die Genese der Form der Unterscheidung anlehnt, kann daher als Prüfstein dienen für die Sinnhaftigkeit bestehender Differenzen. Insofern die Theoriebildungsanalyse aber auch die nicht-intendierten *Effekte* mit einbeziehen soll, die hier vor allem in der kontextfreien, naturalisierenden Festschreibung und Emanzipation getroffener Unterscheidungen gesehen werden, muss die Spencer Brownsche Form der Unterscheidung noch um diesen Aspekt erweitert werden.

b. Paten für die Frage nach den nicht-intendierten Effekten

Die Patenschaft für den letzten Aspekt der Analyse, d.h. für die Untersuchung der nicht-intendierten Effekte von Theorien anzugeben, ist sehr viel schwerer, als für die Form und den Prozess, weil es hierfür erstens nicht nur einen Ideengeber gibt. Zweitens handelt es sich um ein heikle Angelegenheit, wenn mit dem Ausdruck Effekt einer Theorie eine determinierende Relation impliziert wird, wenn also die Theorie als ursächlich für den Effekt gesehen wird, wenn auch nicht als hinreichend. Es ist aber auch nicht weniger heikel zu nennen, wenn eine Theorie in dieser Konstellation nur als notwendige Bedingung für diesen oder jenen Effekt angesehen wird, sofern diese Verbindung nicht ausschließlich ex post postuliert wird, und auch dann ist die Frage, inwiefern solche Zuschreibungen überhaupt sinnvoll auf philosophische Theorien anwendbar sind.

Durch das einschränkende Prädikat *nicht-intendierte* Effekte wird bereits darauf hingewiesen, dass es hier nicht um diejenigen praktischen Effekte geht, die mit dem (empirischen) Motiv der Theoriebildung zusammenfallen – falls so etwas überhaupt je der Fall sein sollte –, sondern um solche Effekte, die durch die Theorie (mit)hervorgebracht werden oder durch sie hervorgebracht zu sein scheinen, obwohl sie nicht gewollt sind. Damit sollen einerseits Motivforschungen ausgeschlossen werden, die nach Motiven suchen, die sich nicht *explizit* im Text finden lassen,⁴⁴ und andererseits ist damit auch keine systematische Offenheit gemeint, in der nicht-intendierte Effekte dennoch gerade gewollt sein können. Stattdessen geht es nur um diejenigen nicht-intendierten Effekte, die sich aus den in Theorien getroffenen und durch die sie bildenden Unterscheidungen ergeben, d.h. die getroffenen Unterscheidungen werden als mögliche Ausgangspunkte für nicht-intendierte Effekte angesehen.

Es geht also nicht darum, eine Schuld an und Verantwortung für gesellschaftliche Verhältnisse an die Theorien und TheoriebildnerInnen zu delegieren, sondern diese, wenn man so will, stattdessen auf die missbräuchliche Verwendung von Theorieresultaten zu verschieben, die darin besteht, Entstehungskontexte zu missachten und einmal getroffene Unterscheidungen zu verselbständigen, zu naturalisieren bzw. zu ontologisieren.⁴⁵ Damit trägt die Verantwortung nicht mehr der/die ursprüngliche Theoriebildner/in, der/die in der Regel längst tot ist, sondern der/die jeweilige Anwender/in, der/die die Theorie verfälscht und sie zur Legitimierung der eigenen Zwecke verwendet. Es handelt sich also um den Versuch, in Bezug auf die verwendeten Unterscheidungen eine authentische Lesehaltung zu gewinnen und gleichzeitig davon Abstand zu nehmen, die eigenen Moti-

44 Damit sind beispielsweise Spekulationen über Theorien und über der gesamten Wissenschaft zugrundeliegende ‚Unterdrückungszwecke‘ gemeint, weil es eine starke Voraussetzung ist, von einzelnen, Zwecke setzenden Subjekten auszugehen, die intendierter Maßen gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwicklungen derart beeinflussen könnten, dass es sinnvoll wäre, von ‚gezielter oder gewollter Unterdrückungsstrategie‘, die sich seit Jahrhunderten realisieren würde, zu sprechen; vgl. z.B. Mary O’Briens Aufsatz zum dialektischen Zusammenhang von Patriarchat und Reproduktion. ‚Die Dialektik der Reproduktion‘. In: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.) (1997). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. S. 75-103. Dass Wissen und Theorien strukturell gesellschaftliche und wirtschaftliche Anforderungen widerspiegeln und so deren Akzeptanz erhöhen oder vorbereiten, dass Wissen immer auch Herrschaftsansprüche widerspiegelt, sei deswegen aber nicht in Abrede gestellt; vgl. hierzu Foucault 1972/1992 sowie Michel Foucault (2003⁹). *Die Ordnung des Diskurses*, S. 9-38. Wobei noch hinzugefügt werden muss, dass Herrschaftsansprüche auf der einen Seite eben nicht unbedingt die Unterdrückung auf der anderen Seite implizieren, solange man die Entfaltung von Ansprüchen nicht im Nullsummen-Paradigma denkt.

45 Die Abweisung einer *fälschlich* zugewiesenen Schuld gilt freilich nur für solche Theorien, die nach bestem Wissen und Gewissen gebildet wurden und nicht etwa für Theorien, die von vorne herein im Dienste einer wie auch immer gearteten Politik/Ideologie gebildet worden sind – mithin den Zweck verfolgen, Ideologie zu legitimieren.

ve mit der falschen Analyse auf diese oder jene Theorie zu stützen, ohne dies explizit zu machen. Zudem stellt sich tatsächlich die Frage, wie sinnvoll es überhaupt ist, in diesem Kontext das juristische Schuldmodell zur Anwendung zu bringen.⁴⁶

Im Folgenden werden in aller Kürze drei Paten für die Suche nach nicht-intendierten Effekten genannt, deren durch sie vermittelten Einblicken, Erkenntnissen und Aha-Momenten die vorliegende Untersuchung viel verdankt und durch die sie ihr methodisches Profil auch durch Abgrenzung gewonnen hat. Karl Popper steht hier für die Frage nach der Ideologiebildung durch Theoriebildung; Judith Butler für die Frage nach der Gefahr der Reaktivierung derjenigen Muster, die gerade auf dem Prüfstand stehen sollten; und (der junge) Hegel für das ‚Gebot‘, scheinbar unumstößliche Gegensätze immer wieder auf ihren Geltungskontext zu hinterfragen und sie dadurch auch als wieder aufhebbar denkbar zu machen.

i. Karl R. Poppers ‚Feinde der offenen Gesellschaft‘

Karl Popper und seine Untersuchung *Die Feinde der offenen Gesellschaft* fungieren als Pate der Idee, Theorien auch auf ihre nicht-intendierten Effekte hin zu untersuchen, da seine Intention nachzuweisen, dass der politische Totalitarismus seine philosophischen Vorläufer und Ideengeber in Platons *Politeia* und in Hegels *Rechtsphilosophie* hat, zu weiten Teilen geteilt wird. Nicht geteilt wird hingegen die Interpretation, dass in den dort gezeichneten totalitären Staatsmodellen sozialphilosophische Ideen zum Tragen kämen, „die verantwortlich sind für das weitverbreitete Vorurteil, daß eine demokratische Reform der Gesellschaft unmöglich sei“⁴⁷ und die es daher zu kritisieren gelte. Die Verantwortung sieht

46 In diesem Sinne muss man Foucaults Ablehnung verstehen, auf seine ‚geistigen Vorläufer‘ explizit hinzuweisen – die Verwendung philosophischer Theorien oder Ideen als Initialzündung der eigenen Überlegungen bedeutet eben nicht, dass man sie auch in dem Sinne verwendet, wie sie dort gemeint waren. Deshalb ist der Rekurs auf sie eigentlich nichts weiter als – allerdings akademisch gefordertes – ‚namedropping‘. Es ist also weit ehrlicher, die Namen nicht zu nennen, wenn es sich nicht um eine historisch-philologische Analyse handelt, als sich mit den eigenen Gedanken auf die anderer zu berufen und sie dort scheinbar belegt zu sehen.

47 Karl R. Popper (1950/1980⁶). *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde 1: Der Zauber Platons*. Tübingen: Franke, S. 22 T.S. Es soll hier nicht diskutiert werden, ob Popper mit seiner Kritik richtig liegt, oder ob er Platon und Hegel (= Bd. 2 der deutschen Ausgabe) richtig interpretiert, da es darum geht, dass hier theoretischen Konstrukten eine Verantwortung für ‚ihre‘ (vermeintlichen) Effekte auf die Wirklichkeit zugeschrieben wird; vgl. zu Poppers Kritik abweisend Dorothea Frede, ‚Die ungerechten Verfassungen‘. In: Ottfried Höffe (Hrsg.) (1997). *Platon: Politeia*. Klassiker auslegen Bd. 7. Berlin: Akademie, S. 251-270, hier insbes. S. 253ff sowie Ottfried Höffe, ‚Vier Kapitel einer Wirkungsgeschichte der Politeia‘. In: Ders. (Hrsg.) (1997). *Platon: Politeia*. Klassiker auslegen Bd. 7. Berlin: Akademie, S. 333-361, hier insbes. S. 354ff.

Popper in der Verführungskraft solcher Theorien, die er damit erklärt, dass ihnen ‚historizistische Metaphysiken‘ zugrunde liegen, „die dazu neigen, die Menschen von der Last ihrer Verantwortung zu befreien“⁴⁸, indem sie behaupten, sichere Prognosen über eine zukünftige (soziale Welt) abgeben zu können, d.h. historische Notwendigkeiten zu postulieren, die diese oder jene gesellschaftliche Formation notwendig eintreten lassen etc.⁴⁹

Keineswegs soll hier geleugnet werden, dass diese Theorien zur *Legitimierung* totalitärer Maßnahmen verwendet werden, lediglich die Schuldzuschreibung scheint mir verkürzt. Zudem stellt der Hinweis auf die Schuldigkeit einer Theorie selbst eine Art und Weise dar, die Anwender von ihrer anwendenden und denkenden Verantwortung zu befreien. Ganz im Einvernehmen mit Popper wird hingegen Theorien das Potential für einen was auch immer legitimierenden Missbrauch zugeschrieben, aber so, dass ihnen keine ursächliche Kraft oder eben Verantwortung zugerechnet wird. Das hat den Vorteil, dass Theorien oder deren Verfasser/innen nicht deswegen als obsolet und unlesbar oder als *persona/theoria non grata* abgelehnt werden, weil sich jemand zur Legitimierung seines theoretischen oder politischen Tuns auf sie beruft oder berufen hat – sie können oder dürfen nach wie vor in *ihrem* Kontext gelesen werden.⁵⁰

Im Unterschied dazu wird in der hier vorgelegten Untersuchung primär nach den theoriebildenden, in Bezug auf die Auflösung von Widersprüchen getroffenen Unterscheidungen gesucht und nicht nach zugrundeliegenden metaphysischen Ideologien – was allerdings nicht bedeutet, dass die getroffenen Unterscheidungen nicht durch und durch ideologisch besetzt sein oder Ideologien zum Ausdruck bringen können. Ideologie bezeichnet daher im vorliegenden Zusammenhang bereits den Umstand, wenn einmal getroffene Unterscheidungen die *unreflektierten* Achsen der Matrix nachfolgender Diskurse aufspannen, d.h. deren

48 Karl R. Popper 1950/1980⁶: S. 25.

49 Das gilt mit Sicherheit für Platons Verfallsformen des idealen Staates, die von der Timokratie über die Oligarchie und Demokratie zur Tyrannei fortschreiten, die Platon in der *Politeia*, Buch VIII und IX vorstellt und auch für Hegels Idee des Staates, die „für ihre Verwirklichung nicht auf die philosophische Umsetzung in staatskonstruierende und -leitende Praxis angewiesen ist. Sie setzt sich in dem ‚stillen Wirken‘ des Volksgeistes ohnehin durch.“ Ludwig Siep (1997). ‚Vernunftrecht und Rechtsgeschichte‘. In: Ders. (1997) (Hrsg.) *G.W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Klassiker Auslegen Bd. 9. Berlin: Akademie, S. 5-29, hier S. 24.

50 Der Ideologie-Vorwurf bzw. die Zuschreibung der Schuld an menschlichen Katastrophen mag im Falle Platons nicht ins Gewicht fallen – in Bezug auf Hegels bzw. ganz hervorragend auf Marx’ Theorie beispielsweise scheint es mir aber doch so, dass es im akademischen Mainstream gewisse Vorbehalte gab und gibt, ob man sich *noch* sinnvoll mit diesen Theorien und ihren Inhalten auseinander setzen könne und dürfe. Dass etwas irrige Argument lautet dann, dass das Scheitern des ‚real existierenden Sozialismus‘ die Unzulänglichkeit der *Theorien* hinreichend ‚beweise‘ – ohne in Betracht zu ziehen, dass vielleicht das eine mit dem anderen nicht wirklich viel zu tun haben könnte.

konstitutive Leitunterscheidungen abgeben und auf diese Weise der Theoriebildung unhinterfragt zugrunde gelegt werden.

ii. Judith Butlers ‚Gender Trouble‘

In diese Richtung argumentiert Judith Butler – unter Rekurs auf Foucault –, wenn sie in ihrer Analyse der feministischen Theoriebildung darauf hinweist, welche theoretischen wie auch empirischen Probleme daraus entstehen können, die Forderung nach gleichen Teilnahmekancen am gesellschaftlichen Leben für ausnahmslos alle Menschen nicht am Ziel, sondern an der Identität der Fordernden festzumachen. In ihrem Buch *Gender Trouble* kritisiert sie zunächst die Verwendung scheinbar unhinterfragbarer Identitätskategorien im politischen Diskurs, wenn das Ziel einer adäquaten gesellschaftlichen Repräsentation aller Menschen erreicht werden soll, weil es möglich ist, dass sich das „feministische Subjekt [...] als genau durch dasjenige politische System diskursiv konstituiert [erweist], das seine Emanzipation ermöglichen soll.“⁵¹ Dies werde genau dann zum politischen Problem, so Butler weiter, wenn gezeigt werden könne, dass es eben dieses politische System ist, das die geschlechtlich bestimmten Subjekte entlang einer differentiellen hierarchischen Achse produziere.

Das zugrundeliegende *theoretische* Problem ließe sich so reformulieren, dass zur Realisierung des Zweckes möglicherweise gerade die notwendige Bedingung des Mittels, mit dem es erreicht werden soll, zerstört werden müsste; oder anders formuliert: Es könnte sich um eine paradoxe Selbstreferenz zwischen agierendem Subjekt einerseits und dem Objekt der Kritik andererseits handeln, so dass entweder das agierende Subjekt erhalten bleibt, aber nie seinen (feministischen) Zweck, d.i. die Gleichstellung der Frauen, erreicht; oder der Zweck erreicht wird, dadurch aber das Mittel, d.i. das agierende Subjekt ‚Frau‘ sich substantiell selbst zerstört, weil es damit seine konstitutiven Bedingungen, denen es diese Identitätskategorie verdankt, angreift.

Der wesentliche Aspekt ist hier, dass Identitätskategorien gleich welcher Couleur für Butler, ebenso wie für Foucault, das Resultat von Unterscheidungen darstellen, die durch Namensgebung und wiederholte Nennung stabilisiert werden und auf diese Weise etwas bestimmtes, von anderem streng Unterscheidbares, Abgegrenztes zu bezeichnen *scheinen*.⁵² Ist aber diese strenge Abgrenzung

51 Judith Butler (1990/1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. FaM: Suhrkamp, S. 16

52 Zur Herstellung von Identitätskategorien vgl. den Abschnitt ‚Identität, anatomisches Geschlecht und die Metaphysik der Substanz‘ in Butler 1990/1991: S. 37–49. Dort stellt sie die Frage, „[i]n welchem Maße werden die Identität, die innere Kohärenz des Subjektes und sogar der selbstidentische Status der Person durch die *Regulierungsverfahren* der Geschlechter-Ausbildung [gender formation] und Teilung konstituiert. Inwiefern stellt Identität eher ein normatives Ideal als ein deskriptives Merkmal der Erfahrung dar?“, Butler 1990/1991: S. 38; vgl. auch Michael Harr (1977). ‚Nietzsche and Metaphysical Language‘. In: David Allison (Hrsg.) (1977).

oder Definition nicht möglich – weil es sich eben um ein analytisch-sprachliches Konstrukt handelt, das in gewisser Weise unseren willkürlichen Unterscheidungen unterliegt, wie die Diskussion um die Extension des Begriffes ‚Mensch‘ in Bezug auf die Abtreibungsdebatte oder um den Begriff des ‚Lebens‘ in Bezug auf die Sterbehilfe zeigt, werden Identitätskategorien, *weil sie immer Unterschiede benennen und keinen alles umfassenden Allsatz formulieren können, ohne die differentia specifica dabei außen vor lassen zu müssen*, immer inkludieren und exkludieren – dann sind sie sinnlos, weil sie selbst wiederum keine vollständige Inklusion erreichen können, die sie doch auf ‚höherer Ebene‘ erreichen wollen.⁵³

Butlers Thesen werden insofern zu Paten der vorliegenden Analyse, als hier Identitätsbildung im weitesten Sinne durch Wahrnehmung, Aufdeckung und Explizierung als Resultate einmal getroffener Unterscheidungen sichtbar wird. Damit können sie in ihrer kontextbezogenen Konstruiertheit offen gelegt werden und wieder prozessual verflüssigt und ihrer Starrheit entrissen werden. Die Analyse Butlers ist von (feministischen) Wissenschaftlerinnen wie der Philosophin Martha Nussbaum oder der Historikerin Barbara Duden sehr polemisch diskutiert worden.⁵⁴ Für den vorliegenden Zusammenhang ist es interessant zu fragen, *wa-*

The New Nietzsche: Contemporary Styles of Interpretation. New York: Delta, S. 17f. Zu Funktionen und Formen der Stabilisierung vgl. Stephan Moebius (2003). *Die soziale Konstituierung des Anderen. Grundrisse einer poststrukturalistischen Sozialwissenschaft nach Lévinas und Derrida.* FaM/New York: Campus.

- 53 So erscheint Butler auch die Idee, aus dem gemeinsamen Telos eine Einheit stiften-
de Identität zu erlangen, widersinnig, weil theoretisch der Rekurs auf eine ‚gemein-
same Identitätskategorie‘ nur als notwendig *gesetzt* wird. Stattdessen schlägt sie *we-*
sentlich unvollständige Kategorien vor: „Die definitorische Unvollständigkeit der
Kategorien könnte dann als normatives Ideal dienen, das von jeder zwanghaften
Einschränkung befreit ist.“ Butler 1990/1991: S. 35.
- 54 Eine längere Anmerkung zu den Angriffen gegen Butler sei hier erlaubt: Sie ent-
sprechen keinem akademischen Disput mehr, sondern einem Kampf, der so ausge-
tragen wird, als ginge es hier nur um die Verletzung, wenn nicht gar die Vernich-
tung der Protagonistin, weshalb es gerechtfertigt ist, sie polemisch im reinen Sinne
des Wortes zu nennen. Um die sinnentstellenden Angriffe nicht auch noch zu wie-
derholen, sei hier nur die Schlusspassage von Nussbaums peinlicher Polemik zitiert:
„The great tragedy of the new feminist theory in America is the loss of a sense of
public commitment. In this sense, Butler’s self-involved feminism is extremely
American [...]. [...] Judith Butler’s hip quietism is a comprehensible response to the
difficulty of realizing justice in America. But it is a bad response. It collaborates
with evil. Feminism demands more and women deserve better.“ Martha Nussbaum
(1999). ‚The Professor of Parody‘. In: The New Republic vom 22.02.1999, zitiert
nach www.tnr.com/archive/0299/022299/nussbaum022299.html, S. 21f. Sehr viel
früher hat im deutschsprachigen Raum Barbara Duden in einem später veröffent-
lichten Vortrag Butler ein ‚stimmloses Gespenst‘ genannt, das das Produkt „eines
stimmlosen Diskurses [ist], das Frau Butler offenbar selbst darstellt: wir könnten
von diesem phantasmatischen Produkt neuer Subjektivität als der *entkörperten Frau*
sprechen.“ Barbara Duden. ‚Die Frau ohne Unterleib: Zu Judith Butlers Entkörper-
ung‘. In: *Feministische Studien* 1993 Nr. 2, Weinheim: Deutscher Studien Verlag,
S. 24-33, hier S. 26; vgl. hierzu Butlers Replik in Judith Butler (1993/1997). *Körper*
von Gewicht. FaM: Suhrkamp, S. 33.

rum sich Wissenschaftlerinnen auf ein derart polemisches Niveau begeben. Eine mögliche Antwort ist sicherlich in dem Faktum zu sehen, dass Butler durch ihre Zugangsweise und Problemstellung liebgewonnene Grundunterscheidungen und Problemlösungsmuster aufzubrechen droht und so der Gegenseite gleichsam den theoretischen Boden unter den Füßen entzieht, von dem aus diese argumentiert, der ihre unreflektierten, weil als gegeben angenommenen Grundüberzeugungen enthält. Zudem, ließe sich anfügen, stellt Butlers Argumentation, die gerade auch auf dem Hinweis auf die möglichen nicht-intendierten *Effekte* beruht, gerade diese Grundvoraussetzungen nicht nur in Frage, sondern desavouiert sie, indem sie zeigt, dass diese konträr zur Zielsetzung des Feminismus sind.⁵⁵

iii. G.W.F. Hegels ‚Differenzschrift‘

Als weiterer Pate wird auf Hegel verwiesen, der in seiner ersten Veröffentlichung, der sogenannten Differenzschrift⁵⁶, vehement dafür eintritt, dass das Wesen der Vernunft genuin darin bestehe, verkrustete, erstarrte und geronnene Differenzen wieder aufzuheben und sie nicht als gegeben anzusehen. Die Patenschaft bezieht sich dabei weder auf die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Denken Kants, Schellings und Fichtes, noch auf die Hegelsche inhaltliche Intention,⁵⁷ sondern *einzig* darauf, worin Hegel ein für ihn zyklisch auftauchendes, strukturelles Problem sieht: in der Festschreibung einmal getroffener Unterscheidungen, in der unreflektierten ‚Erhebung der Nichtidentität zum absoluten Grundsatz‘.⁵⁸

55 Neben der polemischen Diskussion um Butlers Thesen gibt es allerdings auch ernsthafte Auseinandersetzungen auf sachlich philosophischem Niveau; vgl. z.B. Seyla Benhabib et al. (1993). *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. FaM: Fischer.

56 Vollständig lautet der Titel der 1801 erschienenen Schrift: ‚Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie. Im Folgenden zitiert nach: G.W.F. Hegel (1986). *Jenaer Schriften 1801-1807*. Werke Bd. 2. FaM: Suhrkamp.

57 Hegels Intention läuft darauf hinaus, das Wesen der *wahren Philosophie* in ihrem Verhältnis zum Absoluten zu bestimmen, das kurz darin besteht, das Absolute in seiner besonderen Form zum Ausdruck zu bringen: „Wenn aber das Absolute wie seine Erscheinung, die Vernunft, ewig ein und dasselbe ist (wie es denn ist), so hat jede Vernunft, die sich auf sich selbst gerichtet und sich erkannt hat, eine wahre Philosophie produziert und sich die Aufgabe gelöst, welche wie ihre Auflösung zu allen Zeiten dieselbe ist. [...] Das wahre Eigentümliche einer Philosophie ist die interessante Individualität, in welcher die Vernunft aus dem Bauzeug eines besonderen Zeitalters sich eine Gestalt organisiert hat; die besondere spekulative Vernunft findet darin Geist von ihrem Geist, Fleisch von ihrem Fleisch, sie schaut sich in ihm als ein und dasselbe und als ein anderes lebendiges Wesen an.“ Hegel 1986, *Differenz ...* Bd. 2: S. 19.

58 Hegel argumentiert in der Vorerinnerung so, dass *eigentlich* in der kantischen Deduktion der Kategorien das Prinzip der Spekulation, die Identität von Subjekt und Objekt, ausgesprochen sei, dass Kant aber dann, weil er diese Identität selbst reflektiere, erneut eine Differenz aufmache, die die Identität wieder zum Verschwinden

Was der Philosophie zu seiner Zeit fehle – so Hegel in den Anfangspassagen –, sei der lebendige Geist, so dass der Forscherdrang sich nur noch in der akkumulativen Sammelleidenschaft von Kenntnissen ausdrücke, was sich auch daran zeige, dass den Philosophien selbst Namen gegeben würden, so dass sie „auf diese Weise in den Rang einer Kenntnis versetzt“⁵⁹ würden.

„Die Gegensätze, die sonst unter der Form von Geist und Materie, Seele und Leib, Glaube und Verstand, Freiheit und Notwendigkeit [...] bedeutend waren [...] sind im Fortgang der Bildung in die Form der Gegensätze von Vernunft und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur [und] [sic] [...] absoluter Subjektivität und Objektivität übergegangen. Solche festgewordenen Gegensätze aufzuheben, ist das einzige Interesse der Vernunft.“⁶⁰

Das bedeutet aber im Gegenzug nicht, dass alle Arten von Differenzen oder Gegensätzen grundsätzlich aufzuheben oder gar als überflüssig anzusehen seien, sondern, so Hegel weiter:

„Dies ihr Interesse hat nicht den Sinn, als ob sie sich gegen die Entgegensetzung und Beschränkung überhaupt setze, denn die notwendige Entzweiung ist *ein* Faktor des Lebens, das ewig entgegengesetzt sich bildet [...]. Sondern die Vernunft setzt sich gegen das absolute Fixieren der Entzweiung durch den Verstand, und um so mehr, wenn die absolut Entgegengesetzten selbst aus der Vernunft entsprungen sind.“⁶¹

Werden Gegensätze dann als fixierte gedacht, dann entstehe das wahrhafte ‚Bedürfnis der Philosophie‘, das die Prozesshaftigkeit, die Herkunft, das Produkthafte und auch die Veränderlichkeit der Erkenntnisse, zumindest in Bezug auf ihren Inhalt, wenn auch nicht auf ihre Herstellungsform und ihren Herstellungsort, wieder in den Mittelpunkt stellt:

„Wenn die Macht der Vereinigung aus dem Leben der Menschen verschwindet und die Gegensätze ihre lebendige Beziehung und Wechselwirkung verloren haben und Selbständigkeit gewinnen, entsteht das Bedürfnis der Philosophie. Es ist [...] unter der gegebenen Entzweiung der notwendige Versuch, die Entgegensetzung der festgewordenen Subjektivität und Objektivität aufzuheben und der intellektuellen und reellen Welt als ein Werden, ihr Sein als Produkte als ein Produzieren zu begreifen.“⁶²

bringe – einfach weil Kant, in den Augen Hegels, die Vernunft erneut zum Objekt mache. Hegel 1986, *Differenz* ... Bd. 2: S. 10.

59 Hegel 1986, *Differenz* ... Bd. 2: S. 15. Hegel spricht wörtlich vom „Trieb zur Totalität, der sich nur noch als Trieb zur Vollständigkeit der Kenntnisse [...] ins Leben wagt“. Ebd.

60 Hegel 1986, *Differenz* ... Bd. 2: S. 21.

61 Hegel 1986, *Differenz* ... Bd. 2: S. 21f.

62 Hegel 1986, *Differenz* ... Bd. 2: S. 22.

Für den vorliegenden Zusammenhang ließe sich ergänzen, dass die scheinbare Selbstverständlichkeit, Natürlichkeit und Gegebenheit bestimmter Resultate von unterscheidenden Denkprozessen andere, neue, *aktuelle* Fragestellungen und damit adäquatere Lösungen verhindert, solange die Vernunft sich nicht selbst nötig – um es mit Hegel zu sagen –, wieder vernünftig und reflektiert in Prozessen zu denken, anstatt nur ‚verständlich‘ aufgrund und in den Bahnen einmal gewonnener ‚Erkenntnisse‘.

Zusammengefasst meint die Rede von den nicht-intendierten Effekten einer Theorie also weder, dass Theorien immer auch nicht-intendierte Effekte mit sich brächten, noch, dass Theorien hier eine ursächliche Funktion zugeschrieben wird, so dass dieser oder jener Effekt eine notwendige Folge darstellen würde. Stattdessen soll sie hervorheben, dass der kontextfreie Umgang mit den aus Unterscheidungen folgenden Resultaten gebildeter Theorien dazu führen kann, die dort getroffenen Unterscheidungen, die beispielsweise dem Zweck der Vermeidung bestimmter Widersprüche gegolten haben, oder ersonnen wurden, um bestimmte Ideen gegen sie vernichtende Argumente zu verteidigen, sie fälschlicher Weise zu naturalisieren oder als gegeben an- und hinzunehmen und nicht weiter zu reflektieren und daher zu ideologisieren. Der reflektierte Umgang mit dem Entstehungskontext und -prozess von Theorien sollte aber gerade Aufgabe der Philosophie sein und bleiben, statt sie zur unkritischen Magd des Gewordenen zu machen.

Die folgende Zusammenfassung der Aspekte der Theoriebildung bzw. der Betrachtungsform, unter und nach der Theorien analysiert werden können, ist in diesem Sinne als Schema aufzufassen, das daran erinnert, dass es sich bei Theoretisierungen nicht um abbildende Beschreibungen von gegebenen Gegenständen handelt, sondern um ein aktives Generieren von Differenzen, Zusammenhängen und Festschreibungen durch Benennung.

3. Skizze der Betrachtungsform

Die Betrachtungsform zur Analyse von Theorien, die sich an ihrem Herstellungsprozess orientiert, hat zusammengefasst folgende Aspekte: Die Theoriearchitektur und -genese, die eng verbunden ist mit der zu Grunde liegenden *Frage-* bzw. *Problemstellung*; das Instrumentarium des theoriebildenden Prozesses, das im Treffen von *Unterscheidungen* gesehen wird, sowie die möglichen *nicht-intendierten Effekte*, die sich durch die Festschreibung und Verselbständigung der getroffenen Differenzen ergeben können. Die Frage- bzw. Problemstellung umfasst theorieexterne Faktoren, wie etwa die gegebenen theoretischen Bedingungen und das Motiv, und wird als bestimmend für die sukzessive Genese und die statische Architektur, die die Reihenfolge und das Verhältnis der gewonnen

Erkenntnisse zueinander beschreibt, betrachtet. Der zweite Aspekt umfasst nicht nur die getroffenen Unterscheidungen, sondern auch die notwendigen Benennungen für die unterschiedenen Seiten, und der dritte Aspekt richtet die Aufmerksamkeit auf die Effekte, die auch durch Theorie mit erzeugt wurden und werden.⁶³

Frage- und Problemstellung

Zur Theoriebildung gehören empirische wie theoretische Faktoren, die in einem engem Zusammenhang stehen; dennoch beschränkt sich die vorliegende Analyse auf die theoretischen Faktoren, da sie andere Aspekte hervorheben will als den Nachweis, dass Theorien immer auch die gesellschaftlichen Verhältnisse spiegeln, in denen sie geboren werden, und dass sie diesen auch zu Diensten sind. Der wissenschaftskritische Impetus gilt vielmehr dem internen Zusammenspiel der einzelnen Aspekte. Auf diese Weise wird die Aufmerksamkeit auf versteckte Voraussetzungen gelenkt, wie etwa auf möglicherweise in Vergessenheit geratene, zugrundeliegende Motive für getroffene Unterscheidungen, *die sich im Text nachweisen lassen*, die also explizit genannt werden.

Unter dem empirischen Motiv einer Theorie sei ihr grundlegender Zweck verstanden, also die Antwort auf die Frage, warum und wofür die Theorie überhaupt gebildet wird; wobei die Möglichkeit, dass Theorien rein um ihrer selbst Willen gebildet werden könnten – *la théorie pour la théorie* –, nicht in Betracht gezogen wird. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass Theorien von ganz handfesten Zielen geleitet werden, zu deren Realisierung sie einen Beitrag leisten sollen. Das Motiv zur Theoriebildung entsteht aus einer als suboptimal empfundenen Situation, d.h. aus einem Optimierungsgedanken heraus – das gilt zumindest für philosophische Theorien, die sich im weitesten Sinne mit *Ethik* beschäftigen. Die bereits vorhandenen Theorien scheinen aus der Sicht des/der Theoretikers/in nicht auszureichen – und das schon allein deshalb, weil die alten theoretischen Konzepte gar nicht die neue Situation, in der das zu lösende *Problem* entstanden ist, ‚auf den Begriff bringen‘ und daher nicht einfach transferiert werden können.

Die Frage ist, *auf welche Weise* das empirische Problem gelöst werden kann und zu welchen Fragestellungen die vorliegenden theoretischen Lösungsvorschläge passen – diese Fragen müssen nicht unbedingt den historischen *Gesamt*-kontext mit einbeziehen, sondern können sich auch nur auf das gegebene Wissen in Bezug auf die *explizit genannte* Problemstellung und die gewählte Lösungsstrategie beziehen. Dabei ist zu beachten, dass gleiche *empirische* Probleme keinesfalls selbstverständlich immer unter der gleichen *theoretischen* Problemstel-

63 Es steht außer Frage, dass es immer Fragmente oder unabgeschlossene Theorieteile innerhalb eines philosophischen Gebäudes gibt. Mit dem Prädikat ‚ganz‘ ist hier also nicht ein äußerlich trennscharf abgrenzbares Ganzes gemeint, sondern vielmehr ein Ganzes, das aus einem inneren Zusammenhang heraus ein Ganzes bildet, ohne eine feste äußere Grenze konstatieren zu müssen.

lung erfasst werden, und daher sind die Antworten, die innerhalb der einen Problemstellung generiert werden, nicht ohne weiteres als Antworten auf andere Problemstellungen zu lesen.⁶⁴

Wird also nach der Motivation oder dem Zweck der Theoriebildung gefragt, müssten immer (mindestens) zwei verschiedene Antworten gegeben werden, die ihren empirischen *und* ihren theoretischen Zweck betreffen. Die gebildete Theorie wird dabei als das theoretische Mittel betrachtet, das nicht nur die theoretische Problemstellung löst, sondern mit dem *auch* der praktische Zweck erreicht werden soll. Darin besteht der wesentliche Unterschied zu Untersuchungen, die nach impliziten, verborgenen oder auch ‚verdrängten‘ Motiven suchen, denn dort wird mit Analogien und notwendigerweise mit Mutmaßungen gearbeitet, die nicht selten ihrerseits zu Legitimationen umfunktioniert werden, so dass sich die Interpretationen nicht nur vorwerfen lassen müssen, sich letztlich auf ‚sehr dünnem Eis‘ zu bewegen – auch wenn sie außerordentlich plausibel sein können⁶⁵ –, sondern zudem selbst nicht immer ideologieresistent bzw. ideologiefrei zu argumentieren.⁶⁶

Damit eng zusammen hängt die grundlegende Theorieentscheidung, die relativ zur Problemerkfassung in die theoretische Problemstellung mit einfließt.⁶⁷ Mit der grundlegenden Theorieentscheidung ist der formale Ausgangspunkt gemeint, der Ansatz, von dem aus die Theorie gebildet wird. Sie wird deshalb zu den theoriebildenden *Bedingungen* gezählt, weil davon ausgegangen wird, dass es sich um eine Setzung handelt, die an dieser Stelle keiner Notwendigkeit unterliegt, die aber dennoch am Beginn der Theoriebildung stehen *muss*. Aber damit ist eben mitnichten bereits die Art und Weise, *wie* das vonstatten gehen soll, bestimmt – auch wenn Theorien, die an sich selbst den Anspruch stellen, ein ‚System‘ zu

64 Die Unterscheidung zwischen empirischem und theoretischem Problem soll deutlich machen, dass es nicht nur eine problematisierte Spannung zwischen Wissen und Nichtwissen oder zwischen Wissen und Tatsachen gibt, wie sie beispielsweise von Popper am Anfang der Theoriebildung gesehen wird: „Die Erkenntnis beginnt nicht mit Wahrnehmungen oder Beobachtungen oder der Sammlung von Daten oder von Tatsachen, sondern sie beginnt mit *Problemen*. Kein Wissen ohne Probleme – aber auch kein Problem ohne Wissen.“ Karl R. Popper (1962/1969). ‚Die Logik der Sozialwissenschaften‘. In: Theodor W. Adorno et al. (Hrsg.) (1969). *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied/Berlin: Luchterhand, S. 104.

65 Zu denken wäre da beispielsweise an die Vergewaltigungsmetaphern, anhand derer Francis Bacon u.a. die ‚notwendige‘ Ausbeutung der Natur beschreibt; vgl. hierzu Sandra Harding. ‚Natürliche Ressourcen: Oder: Woher beziehen die vergeschlechtlichten Wissenschaften ihre moralische Unterstützung? In: Dies. 1986/1990: S. 118-144.

66 Daher sind manche der soziohistorischen Untersuchungen – wie beispielsweise die oben genannten von O’Brien – von den hier genannten Untersuchungen zu unterscheiden.

67 Homann und Suchanek sprechen in Bezug auf die *gewählte Methode* von einer grundlegenden Theorieentscheidung, die sie eng an die ebenfalls gewählte Problem- bzw. Fragestellung geknüpft sehen. Karl Homann/Andreas Suchanek (2005²). *Ökonomie: Eine Einführung*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 26f.

sein, versuchen, den Nachweis der Notwendigkeit gerade dieser anfänglichen Setzungen ex post als notwendig heraus zu stellen.⁶⁸

In der Regel bildet das historisch gegebene, faktische Wissen den Boden, auf dem das *theoretische* Problem formuliert wird. Das empirische Problem spielt so nach der ersten grundlegenden, richtungsweisenden Theorieentscheidung *keine* unmittelbar theoriebildende Rolle mehr; stattdessen werden das theoretische Problem und in Folge der theoretische Zweck jetzt zum ausschlaggebenden Orientierungspunkt, für den eine Lösung gesucht wird, die wiederum auf verschiedenen Wegen erfolgen kann. Ein wesentliches Moment für die Theoriebildungsanalyse besteht dabei in der *Entscheidung*,⁶⁹ ob die Lösung innerhalb einer schon

68 So zumindest lässt sich die Kreismetapher und die Rede Hegels, dass das Resultat den Anfang ausmache, verstehen: „Durch diesen Fortgang verliert der Anfang [der Logik, d.h. der Wissenschaft vom Begriff, die das Sein und das Wesen als Momente in sich aufgehoben hat] das, was er in dieser Bestimmtheit, ein Unmittelbares und Abstraktes überhaupt zu sein, Einseitiges hat; er wird ein Vermitteltes und die Linie der wissenschaftlichen Fortbewegung wird zu *einem Kreise*. [...] Darum aber, weil das *Resultat* erst als der absolute Grund hervortritt, ist das Fortschreiten dieses Erkennens nicht etwas Provisorisches noch ein problematisches oder hypothetisches, sondern es muß durch die Natur der Sache und des Inhaltes selbst bestimmt sein.“ G.W.F. Hegel (1812/1986). *Wissenschaft der Logik I*. Werke Bd. 5. FaM: Suhrkamp, S. 71; vgl. auch G.W.F. Hegel (1807/1986). *Phänomenologie des Geistes*. Werke Bd. 3. FaM: Suhrkamp, S. 23; 98.

69 Die Liste derer, die am Anfang jeder Theoriebildung eine Entscheidung und keine Notwendigkeit sehen, ist lang, weshalb hier nur einige wenige genannt werden sollen: So heißt es bspw. bei Mill: „Die Unmöglichkeit eines Vernunftbeweises ist allen ersten Prinzipien gemeinsam ...“, John Stuart Mill (1861/2006). *Der Utilitarismus*. Hrsg. von Dieter Birmbacher. Stuttgart: Reclam, S.105; oder bei Quine: „Die Gesamtheit unseres Wissens oder Glaubens, angefangen bei den alltäglichsten Fragen der Geographie bis hin zu den grundlegendsten Gesetzen der Atomphysik oder sogar der reinen Mathematik und Logik, ist ein vom Menschen geflochtenes Netz, das nur an seinen Rändern mit der Erfahrung in Berührung steht. Oder, um ein anderes Bild zu nehmen, die Gesamtwissenschaft ist ein Kraftfeld, dessen Randbedingungen Erfahrungen sind. Ein Konflikt mit der Erfahrung an der Peripherie führt zu Anpassungen im Inneren des Feldes.“ Willard v. O. Quine (1951/1979). ‚Zwei Dogmen des Empirismus‘. In: Ders. (1979). *Von einem logischen Standpunkt*. FaM: Ullstein, S. 47. Auch Lewis weist darauf hin, dass die Konsistenz einer Theorie nachweisbar ist, aber deren Grundsätze immer das Resultat einer *Entscheidung* und nicht zwingend sind: „Whether or not it would be nice to knock disagreeing philosophers down by sheer force of argument, it cannot be done. Philosophical theories are never refuted conclusively. The theory survives its refutation – at a price. Perhaps that is something we can settle more or less conclusively. But when all is said and done, and all the tricky arguments and distinctions and counterexamples have been discovered, presumably we will still face the question which prices were worth paying, which theories are on balance credible, which are the unacceptably counterintuitive consequences and which are the acceptably counterintuitive ones. On this question we may still differ. And if all is indeed said and done, there will be no hope of discovering still further arguments to settle our differences.“ David Lewis (1983). *Philosophical Papers: Vol.1*. Oxford: Oxford University Press, S. 8. und ebenso Rorty 1979/1992: passim.

vorhandenen Problemstellung gesucht wird, oder ob das Problem anders gestellt und in anderen Zusammenhängen formuliert werden kann und soll, d.h. ob eine *Verschiebung* der *Problemstellung* stattfindet. Diese Verschiebung kann die Auswahl betreffen, welche Faktoren überhaupt einbezogen werden sollen, aber auch das Verhältnis der Faktoren zueinander oder deren Wertigkeit, etc. Es handelt sich also einerseits um die Entscheidung für das die Theoriebildung grundsätzlich steuernde *Betrachtungsmuster*, für die Konstellation, mit der Fragen gestellt werden. Mit *Betrachtungsmuster* ist die ordnende Zugriffsform gemeint, in der das Problem gestellt wird und durch das es gelöst werden soll. Es kann danach befragt werden, ob ein Perspektivenwechsel stattgefunden hat, oder nicht. Ob es in Folge den Status eines Kuhn'schen *Paradigmas*⁷⁰ und einer Foucault'schen *Episteme*⁷¹ erlangt, ist damit noch nicht gesagt und auch nicht untersucht.

Die grundlegende Entscheidung darüber, welches theoretische Modell verwendet werden soll oder zu erfinden ist, formiert simultan auch das *Objekt*, das die Theorie untersucht, das sie *theoretisiert*, indem sie es einerseits von allem anderem unterscheidend abhebt und andererseits durch Binnenunterscheidungen ausdifferenzierend definiert. Das theoretische Objekt simultan zu formieren, heißt nicht, dass der/die Theoretiker/in im Sinne eines platten Konstruktivismus alles, was theoretisch betrachtet werden kann, auch materialiter hervorbringen würde; es heißt nur, dass das theoretische Erfassen und Beschreiben eines Objektes dieses insofern hervorbringt, als es zum diskursivierten Objekt einer Theorie in Bezug auf ein bestimmtes Problem wird. Wiederum bedeutet das beispielsweise nicht, dass der/die Theoretiker/in *ex nihilo* ein Objekt erfindet und hervorbringt, sondern nur, dass das Gegebene oder das Vorhandene unter einer anderen Perspektive neu diskursiviert wird, ihm andere Ordnungsmuster zugrundegelegt

70 Kuhn führt als zusammenfassenden Begriff den des *Paradigmas* ein, den er auf eine Leistung angewendet wissen will, die „neuartig genug war, um eine beständige Gruppe von Anhängern anzuziehen, die ihre Wissenschaft bisher auf andere Art betrieben hatten, und gleichzeitig [...] offen genug [war], um der neuen Gruppe von Fachleuten alle möglichen ungelösten Probleme zu stellen. [...] Menschen, deren Forschung auf gemeinsamen Paradigmata beruht, sind denselben Regeln und Normen für die wissenschaftliche Praxis verbunden. Diese Bindung und die offenbare Übereinstimmung, die sie hervorruft, sind Voraussetzungen für eine normale Wissenschaft, d. h. für die Entstehung und Fortdauer einer bestimmten Forschungstradition.“ Kuhn 1962/1976: S. 25f.

71 Der Foucault'sche Begriff der *Episteme* meint die Gesamtheit der expliziten und impliziten Standards und Strukturen, die eine Aussage, eine Untersuchung, eine Theorie erfüllen muss, um zu einer bestimmten Zeit als Wissen anerkannt zu sein. Dabei ist die *Episteme* „keine Form von Erkenntnis und kein Typ von Rationalität, die [...] die souveräne Einheit des Subjektes manifestierte; es ist die Gesamtheit der Beziehungen, die man zu einer gegebenen Zeit innerhalb der Wissenschaften entdecken kann, wenn man sie auf der Ebene der diskursiven Regelmäßigkeiten analysiert.“ Foucault 1969/1981: S. 273.

werden, es anders strukturiert wird, es in anderen Zusammenhängen gesehen wird.

Theoriebildung wird aus dieser Perspektive als ein ordnendes Spiel mit dem Vorhandenen betrachtet, das zuweilen nur die alten Elemente neu sortiert, indem sie in ein anderes Verhältnis gesetzt werden, oder eben auch durch die neue Ordnung neue Elemente bestimmt und so hervorbringt. In jedem Fall findet dieses Spiel immer auf der Grundlage des Gegebenen statt – das bedeutet für Theorien, dass sie sich immer am gegebenen Wissen und an den vorhandenen Wissensformen orientieren. Die grundlegende Theorieentscheidung wird daher nicht unabhängig vom gegebenen Wissen, oder besser, nicht unabhängig von bereits existierenden Theorien getroffen – sei es, um sie zu affirmieren, zu negieren oder zu modifizieren.

Prozessierendes Instrumentarium

Der *Prozess* der Theoriebildung umfasst die verschiedenen intellektuellen Tätigkeiten ‚betrachten‘, ‚zusammenfassen‘, ‚unterscheiden‘, ‚benennen‘, ‚umbenennen‘, ‚beschreiben‘, ‚spekulieren‘ etc. Als grundlegend für den theoriebildenden Prozess werden das Unterscheiden sowie die Benennung der unterschiedenen Seiten in den Vordergrund gestellt. Eine gebildete Theorie besteht demnach aus einer Ansammlung verschiedener Namen, die unterschiedene Funktionen, Geltungsbereiche, Felder, Inhalte markieren und in ein geordnetes Verhältnis zueinander bringen. Dieses sprachlich verfasste Konstrukt hat einerseits die Funktion, den gewählten Gegenstand zu beschreiben, zu analysieren oder auch unterscheidend zu konstruieren, und andererseits unterliegt es – wie ein logischer Kalkül – der Anforderung der Widerspruchsfreiheit. Neue Unterscheidungen zu treffen ist gerade ein Instrument, mit dem Widersprüche aufgelöst werden können, indem für widersprüchliche Regeln oder Prinzipien unterschiedliche Geltungsbereiche gedacht bzw. neu kreiert werden können.

‚Unterscheidungen treffen‘ als Tätigkeit des Analysierens stellt eine genuin philosophische Tätigkeit dar – Kant drückt dies beispielsweise im Methodenteil der KrV mit der Formulierung aus, das ‚Scheiden obliege noch weit mehr dem Philosophen als dem Chemiker oder dem Mathematiker‘⁷². Klassischer Weise werden die ‚Gegenstände‘ der Philosophie analysiert, so dass deren Theoriebildung mit einer entfaltenden Darstellung, mit einem differenzierenden Auseinanderlegen eines Gegenstandes, der sprachlich erfassbar ist, gleichgesetzt wird. Unterscheidungen lassen sich grob danach klassifizieren, ob sie als rekonstruierende, konstruierende oder konstitutive Unterscheidungen betrachtet werden. Diese Klassifizierung hängt freilich davon ab, wie die TheoretikerInnen ihre eigene theoriebildende ‚Tätigkeit‘ erkenntnistheoretisch und/oder ontologisch betrachtet wissen wollen. D.h., ob davon ausgegangen wird, dass sie unterscheidend nur bereits Vorhandenes ent- oder aufdecken, wie bei einem realistischen Zugang; oder

72 KrV A 842/B 870.

dass sie Objekt-erschaffend tätig sind, wie im ‚radikalen Konstruktivismus‘; oder dass die unterscheidende Tätigkeit konstitutiv wirksam wird, wie in der gesamten Theorietradition, die eben gerade darin die eigentliche Leistung des reflexiven Denkvermögens sieht,⁷³ das in der Theoriebildung dann diskursiviert wird. Rekonstruierende Unterscheidungen zeichnen so die Realität nach oder ab; konstruierende Unterscheidungen ‚erschaffen‘ die Realität, und konstitutive Unterscheidungen beinhalten beide Aspekte, da sie eine sowohl nachzeichnende als auch sich durch das reflexive Nachzeichnen zugleich selbst konstituierende Tätigkeit sind. Ein Kennzeichen der Moderne besteht darin, die Theoriebildung nicht mehr bloß als beschreibend zu verstehen, sondern zugleich die beschreibende Tätigkeit zu reflektieren und sie dadurch gleichsam performativ zu verdoppeln.

Die *Qualifizierung* der Unterscheidungen steht in einem engen Zusammenhang mit der Wahrheitsauffassung, die in einer Theorie zugrunde gelegt wird. Wenn man davon ausgeht, dass Theorien eine sprachlich verfasste Ansammlung von Erkenntnissen über einen Gegenstand darstellen, dann ist es aus *erkenntnistheoretischer Perspektive* notwendig, eine Entscheidung über die zugrunde gelegte Auffassung von Wahrheit zu treffen⁷⁴ – in Bezug auf die Tätigkeit der theoriebildenden Unterscheidungen selbst jedoch ist es unerheblich, ob sie als Abbildungen oder als Erfindungen angesehen werden. Es handelt sich hierbei schlicht um ein anderes Problem, das sich möglicherweise daraus ergibt, dass das zugrundeliegende Denkmuster nur sukzessive Relationen zulässt, d.h. die Form des Denkens und die Form des Gedachten nicht als zwei Seiten eines einzigen Aktes gedacht werden. Oder, mit Kant ausgedrückt, es sei „ganz was anderes Dinge voneinander zu unterscheiden und den Unterschied der Dinge zu erkennen“⁷⁵.

Im vorliegenden Kontext stehen allerdings weder die epistemologische noch die ontologische Frage nach der Differenz zur Debatte, sondern die methodologische. Und diese wird dahingehend beantwortet, dass *Theoriebildung* als das Ergebnis von Unterscheidungsakten betrachtet werden kann, die denkend vollzogen werden und die dem *gedachten* Gegenstand seine Form und seine Bestimmung verleihen. Die hier vorgelegte Betrachtung, die Theoriebildung von den Differenzierungen her denkt, macht also gar keine Aussage darüber, ob Differenzen ‚außerhalb des Denkens‘ nachgezeichnet oder neu getroffen werden, ob also die gedachten Unterschiede eine Abbildung vorhandener Unterschiede sind, oder ob

73 Letzteres, kann man sagen, wurde prominent von Kant in die moderne Theoriebildung eingeführt: Indem auf den Verstand und die Sinnlichkeit als Erkenntnisvermögen reflektiert wird, konstituiert sich die reine Vernunft, *indem sie sich vom Verstand unterscheidend absetzt*, erst als solche; vgl. III.2.e Der Gegenstand der Theoretisierung.

74 Also beispielsweise, ob man ein Korrespondenzmodell oder ein modifiziertes Kohärenzmodell zugrunde legt.

75 ‚Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren‘, § 6 AA 2: S. 59.

die markierten Unterschiede den Status einer Erfindung des Denkens haben. Beide Fragestellungen stehen hier gar nicht zur Debatte, da es darum geht, die Tätigkeit der Theoriebildung als Unterscheidungen vollziehend zu betrachten – sei es *nachdenkend* oder vollziehend gedacht.⁷⁶

Sieht man von den philosophischen Wahrheits- oder Seinsdiskursen ab, kann man nach der *Funktion* fragen, die dem Treffen von Unterscheidungen in der Theoriebildung zukommen kann: beispielsweise werden durch Unterscheidungen neue Bereiche geschaffen, *um* sie aus dem Geltungsbereich bestimmter Gesetzmäßigkeiten herauszunehmen – entweder um sie von den dort geltenden Gesetzmäßigkeiten zu befreien oder aber um Widersprüche zu vermeiden. Unterscheidungen zu treffen, stellt so einen ganz anderen theoriebildenden Umgang mit Widersprüchen dar, als beispielsweise die präventiven theoretischen Ansätze, die der Vermeidung von Widersprüchen dienen, die durch selbstreferentielle Sätze auftauchen können, wie z.B. Tarskis Typentheorie.⁷⁷ Werden neue Unterscheidungen zur Lösung von Widersprüchen eingeführt, handelt es sich um einen anderen Typ im Umgang mit Widersprüchen, den man viel eher einen kurativen oder konstruktiven Umgang nennen könnte.⁷⁸

Das Treffen von Unterscheidungen erhält so über die Analyse hinaus auch einen schöpferischen und einen versöhnlichen Charakter, da durch neue Unterscheidungen die herrschenden Regel- und Gesetzmäßigkeiten nicht falsifiziert

76 Hier soll nicht darüber entschieden werden, ob in Theorien konstatierte Differenzen grundsätzlich schon vorhanden waren oder nicht – da es um philosophische Theoriebildung geht, deren Gegenstand in der Neuzeit zunehmend das Denken selbst ist, dessen Differenzierungsvermögen selbstbildend genannt werden kann, zumindest dann, wenn es sich um dieses besondere Objekt handelt, das Denken genannt wird. Aus dieser Perspektive könnte man dann freilich sagen, dass gerade die Philosophie das 20. Jahrhunderts zeigt, dass die epistemologische Frage nach der präkognitiven Vorhandenheit oder Nichtvorhandenheit von Differenzen in eine ontologische übergegangen ist, wenn bei Heidegger und in Folge in einem großen Teil der französischen Philosophie die Differenz selbst zur *differentia specifica* des Menschen erklärt wird, dessen denkendes Sein gerade darin gesehen wird, Differenz zu *sein* oder – im Gegensatz zum materiellen Sein – gerade das differenzierende Nichts zu ‚sein‘; vgl. etwa Martin Heidegger (1929). *Was ist Metaphysik?* FaM: Klostermann, S. 24-42, Martin Heidegger (1957). *Identität und Differenz*. Stuttgart: Klett Kotta sowie Heinz Kimmle (2000). *Philosophien der Differenz. Eine Einführung*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

77 Dort wird die Bildung selbstreferentieller Sätze in einem Kalkül von vornherein ausgeschlossen, *weil* sie zu Widersprüchen führen könnten, wie Russells Paradox zeigt, das Widersprüche der folgenden Form bezeichnet: *R* sei die Klasse aller Klassen, die nicht Element ihrer selbst sind. Auf die Frage, ob *R* sich selbst enthält, erhält man die widersprüchliche Antwort: Wenn *R* sich selbst enthält, folgt, dass *R* sich nicht selbst enthält; und wenn *R* sich nicht selbst enthält, dann folgt daraus, dass *R* sich selbst enthält; vgl. R.M. Sainsbury (1993). *Paradoxien*. Stuttgart: Reclam, S. 155f.

78 Die beiden Prädikate ‚präventiv‘ und ‚kurativ‘ in Bezug auf den theoretischen Umgang mit Widersprüchen habe ich von Matthias Varga von Kibéd übernommen (persönliche Mitteilung).

werden müssen. Stattdessen wird lediglich der alte *Geltungsbereich* eingeschränkt, indem vorhandene Bereiche geteilt oder weitere Räume eröffnet werden. Durch neue Unterscheidungen können demnach neue Bereiche entstehen, für die dann andere Gesetzmäßigkeiten gelten. So betrachtet stellen neue theoretische Unterscheidungen ein theoretisches Befreiungsinstrument dar, mit dem ein (neuer) theoretischer Bereich bestimmt wird, in dem die alten Gesetze und Prinzipien keine Gültigkeit haben.⁷⁹

Nicht-intendierte Effekte

Unter den nicht-intendierten Effekten werden schließlich – wie bereits ausgeführt – Effekte verstanden, die mit einer Theorie nicht intendiert waren oder auch nicht gewollt gewesen sein konnten, die aber dennoch ursächlich mit ihr verbunden werden können oder durch sie entstanden sind. Das können weitere Theorien als Reaktionen auf sie sein, aber auch politische oder gesellschaftliche Veränderungen, die durch sie initiiert worden sind. Wenn man Theorien so etwas wie eine verursachende Potenz zuschreiben will, bedeutet das aber keinesfalls, dass sie auch tatsächlich all das legitimieren könnten, wozu sie herangezogen werden, bzw. dass sie, richtig verstanden, überhaupt zur Legitimation bestimmter ‚Anwendungen‘ dienen können.

Beide Arten von Effekten – die theoretischen, auf weitere Theoriebildung bezogenen und die gesellschaftlichen, auf empirische Veränderungen bezogenen – finden sich beispielsweise in den historisch-philosophischen Analysen Foucaults. Auf der einen Seite wird dort ein Zusammenhang zwischen der Institutionalisierung des historischen Wissens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich und dem Auftauchen eines neuen ‚Erkenntnisrasters‘ in der Geschichtsschreibung konstatiert.⁸⁰ Auf der anderen Seite wird diese Art der Geschichtsschreibung oder Diskursivierung⁸¹ des Historischen als eine aus mehre-

79 Vgl. Schönwälder-Kuntze (2009²). ‚Philosophie‘. In: Dies. et al 2009²: S. 235-256, hier S. 249ff.

80 Vgl. Foucault 1996/2001: S. 169-198; Vorlesung vom 18. Februar 1976. Aber beispielsweise auch Zilsel, der unter der umgekehrten Perspektive, aber mit dem gleichen Konnex die Institutionalisierung des Wissens in der englischen ‚Royal Academy‘ im 17. Jhd. damit in Verbindung bringt, dass gehofft wurde, auf diese Weise das unkontrollierte, wilde Denken, das in den Wissenschaften vor allem soziale Verpflichtungen ausgemacht hatte, disziplinieren zu können; vgl. Zilsel 1940-45/1976: S. 19f.

81 Der Ausdruck ‚Diskursivierung‘ wird sowohl in einem kantischen als auch in einem Foucaultschen Sinne verwendet: Kant weist an mehreren Stellen darauf hin, dass unsere Erkenntnis diskursiv sei, d.h. eine Erkenntnis *durch* Begriffe ist und keine intuitive (vgl. KrV A 68/B 93; KrV A 162/B 201), das gilt auch für das ‚philosophieren, d.i. diskursiv nachdenken‘ KrV A 718/B 748. Für Foucault umfasst allerdings der Begriff ‚Diskurs‘ noch weit aus mehr als ‚nur‘ die Artikulationsformen des Sprachlichen bzw. Gedachten, wie beispielsweise die ‚Sprecherposition‘, d.i. die Erlaubnis oder die Verweigerung sprechen zu dürfen und gehört zu werden,

ren Komponenten bestehende Form beschrieben, die sich aufgrund ihrer Funktionalität in Bezug auf die Legitimierung von Machtansprüchen in kürzester Zeit weiter verbreitet habe.⁸² Beide ‚Effekte‘ können insofern ‚nicht-intendiert‘ genannt werden, als weder das Aufgreifen dieser Form der Theoretisierung durch andere intendiert oder vorhersehbar war noch die daran erst anschließende und gleichsam durch den ‚Erfolg‘ im Theoriebildungssektor erst provozierte Institutionalisierung des Wissens auf Seiten des französischen Staates.

Effekte einer Theorie lassen sich demnach nach theoretischen oder empirischen Effekten unterscheiden, d.h. danach, ob hier weitere Theoriebildung gemeint ist oder ob es um Effekte geht, die im weitesten Sinne die Gesellschaft und das Leben jedes Einzelnen betreffen – wobei beide eng zusammenhängen, insofern der theoretische Erfolg mit den praktischen Effekten korrelieren dürfte. Vermutlich ist es sinnvoll, hier ebenso wie im Falle des Motivs eine Sukzession zwischen den beiden anzunehmen, insofern die entstehungskontextfreie Weiterverwendung von getroffenen Unterscheidungen in anderen Theorien als erster Schritt ihrer Weiterverbreitung angenommen werden kann. Im vorliegenden Zusammenhang wird die zweite Art von Effekten allerdings nicht – ebenso wenig wie in Bezug auf das Motiv – eigens analysiert, sondern ‚nur‘ die erste Art, d.h. die Effekte auf die nachfolgende Theoriebildung in Bezug auf die grundlegenden Unterscheidungen, die übernommen worden sind und übernommen werden, weil sie scheinbar Gegebenes ausdrücken und daher unhinterfragbar geworden sind.

Die vorgestellten Aspekte der Theoriebildung und mithin der Form, unter der sie betrachtet werden, wollen die Theoriebildung in ihrer Reziprozität und ihrer zweckgebundenen *Konstruiertheit* in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken. Aus dem Zusammenspiel aller genannten Perspektiven – also auch der historischen Situiertheit des Motivs wie auch der gesellschaftlichen Effekte ergäbe sich ein nahezu vollständiges Bild über Genese, Gesamtheit und Wirkung von Theorien. Eine solche Untersuchung erhielte aber einen Umfang, der den Rahmen der vorliegenden Schrift übersteigen würde. Aus diesem Grund wird im Folgenden die Betrachtungsform nur mit den ausgeführten Aspekten zur Analyse verwendet, die auf diese Weise auch ihren primären Gegenstand entsprechend formiert.

Mit den vorgestellten Aspekten ist der Leitfaden beschrieben, an dem sich die Analyse der kantischen Theoriebildung in Bezug auf die *praktische Philosophie* orientiert. Das kantische kritische Theoriegebäude ist deshalb Gegenstand der Analyse, weil sie die die jüngere Moderne einläutende und sie maßgeblich formierende Theorie darstellt, die die Möglichkeitsbedingungen formuliert und den

oder die diskursive Formierung des Gegenstandes *zum Gegenstand*, etc.; vgl. Foucault 1970/2003⁹ sowie Foucault 1969/1981: S. 17-30.

82 Vgl. Foucault 1996/2001: 224-254, d.i. die Vorlesung vom 3. März 1976.

Raum definiert, aufgrund deren bzw. in dem Problemstellungen, Begrifflichkeiten und die theoretischen Zusammenhängen unseres gegenwärtigen Verständnisses für praktische Fragen zu weiten Teilen gedacht werden.

Im Einzelnen wird wie folgt vorgegangen: Durch wenige Hinweise zu Hintergrund und Zweck der philosophischen Theoriebildung Kants wird die praktische Fragestellung kontextualisiert, indem sie in ihrer Genese dargestellt, in das Theorieprojekt eingebettet und ihre Beantwortung in der Architektur verortet wird. Daran anschließend wird die Konzeptualisierung des Praktischen Vernunftvermögens im Einzelnen rekonstruiert und gezeigt, inwiefern dieses als Antwort auf die Problemstellung konstruiert worden ist. Zugleich wird so herausgestellt, in welchem Ausmaß Kant dazu in Form und Inhalt Anleihen bei der theoretischen Philosophie, namentlich dem Kausalitätsprinzip nimmt, und so bis heute die Grundmuster unseres Denkens des Praktischen bestimmt.

